thek
rg

Paed. 435. I.

Schulbibliothek

Hampe del. Bollinger sculps.

Schon manches Mädchen hab' ich weinen sehen!

Kinderfreuden.

Ein Seitenstück
des
Stoffes
zur
Bildung des Geistes und Herzens.

Von

Karl Hahn,
Rektor der Garnisonschule zu Berlin.

Erstes Bändchen.

Mit zwei Kupfern.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1805.

Zur Schulbibl.

königl. ~~Stadtbibl.~~

in Regensburg

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Seinem theuern Freunde,

dem

Herrn Kaufmanne Giese

in Wittenberg,

liebevoll gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Das Publikum wird mich für einen Viel-
schreiber halten, und wohl gar glauben, daß
ich des Brotes wegen Bücher mache, welches
freilich bei einem Schulmanne häufig der Fall
sein muß. Lieber wollte ich aber doch hun-

gern, als fabrikmäßig dem Verleger Bücher in die Hände liefern. Ich glaube die Stimmung benutzen zu müssen, welche mir von der Bearbeitung des Stoffes zur Bildung des Geistes und des Herzens an, bis jetzt geblieben ist, vielleicht aber nicht länger bleiben könnte. Darum liefere ich so bald ein neues Werkchen. Mit dürren Worten: ich habe jetzt Lust, in diesem Fache zu arbeiten.

Jetzt wende ich mich zu dem Buche selbst, und unternehme erst, den Titel zu verfechten. Kinderfreuden habe ich meine Erzählungen genennet, weil ich weiß, daß sie den Kindern Freude gemacht haben, und hoffe, daß sie auch andern Freude machen werden. Doch

unter Freuden verstehe ich nicht nur Belustigungen, sondern auch jenes Vergnügen, welches den Kindern aus der Uebung ihrer Seelenkräfte, und aus der Rührung des Herzens entspringet. — Nun wird man mir den Einwand machen, daß der Titel „Kinderfreuden" für das Buch zu eng sei, indem der dritte Abschnitt sich nicht mehr für Kinder eigne. Das ist freilich wahr! Wenn wir auf das eigentliche Kindesalter sehen, so dürfte wohl hier einige Enge zu finden sein, besonders da unsere jetzige Jugend schon in dem achten Jahre nicht mehr Kind sein mag. Aber ich will es der Auslegung eines jeden überlassen, ob er unter dem Titel Freuden für das Kindesalter,

oder ein Buch, mit welchem ein Vater allen seinen Kindern Freude machen kann, sich denken will.

Nun zur Sache selbst.

Nicht allein Lehrer, sondern auch Väter haben mir die schmeichelhafte Versicherung gegeben, daß sie meinen Stoff zur Bildung des Geistes und des Herzens beim Unterrichte ihrer Kinder gut gebrauchen konnten; ich liefere ihnen daher einen ähnlichen Stoff zur Unterhaltung, der für mehrere Klassen, für Kinder von verschiedenem Alter hinreichend sein kann.

Die erste Abtheilung enthält leichte Erzählungen für das frühere Kindesalter. Daß

schwere Wörter in denselben mit vorkommen, muß erwünscht sein; die Kinder sollen sich nicht in dem Kreise ihrer Begriffe herumdrehen, sie sollen diesen erweitern. Im ganzen werden aber die Erzählungen dem Fassungsvermögen dieser Kinder angemessen sein. Ueber die zweite Abtheilung habe ich nichts zu sagen. Die dritte wird gewiß für Kinder, welche in die höheren Jahre übergehen, verständlich und lehrreich sein. Ich habe besonders darauf hingearbeitet, den wahren Werth der Tugend, und die Würde des freien Willens zu zeigen.

Diejenigen Begriffe, welche in der vierten Abtheilung erläutert sind, findet man in

den ersteren Abschnitten durch den Druck meistentheils ausgezeichnet.

Ich wünsche dem Büchlein viele Käufer und gute Rezensenten. Das Eine, wie das Andere, wird mir Freude machen.

Berlin, am 3ten December 1804.

K. Hahn.

Berichtigungen.

Seite 184. Zeile 6. lies seinem statt seinen.
— 217. — 2. l. Meiler st. Weiler.
— 248. — 6. l. zweiter st. älterer.

Inhalt.

I. Erzählungen für Kinder bis zum achten Jahre.

1. Der Spitz. . . . . S. 3.
2. Die Erdbeeren. . . . . — 6.
3. Der Zucker. . . . . — 11.
4. Der Spielverderber. . . . . . . — 17.
5. Wilhelm hat es mir geheißen! . . . — 25.
6. Der Würfel. . . . . — 30.
7. Der Geldbeutel. . . . . — 43.
8. Der rothe Löwe. . . . . — 51.
9. Der Nelkenstock. . . . . — 54.
10. Die Weihnachtsstolle. . . . . . . — 61.
11. Die Sparbüchse. . . . . — 68.
12. Die Bude. . . . . — 72.

II. Erzählungen für Kinder vom achten bis zum zwölften Jahre.

1. Das neue Kleid. . . . . — 79.
2. Die Schaukel. . . . . — 82.
3. Das Marktgeschenk. . . . . — 94.
4. Die Tassen. . . . . — 103.
5. Die Laterne. . . . . — 120.
6. Der Wurstschmaus. . . . . — 127.
7. Die Buttermilch. . . . . — 133.
8. Das Gespenst. . . . . — 139.
9. Die Urne. . . . . — 150.
10. Des Vaters Bildniß. . . . . . . — 158.
11. Der Geburtstag. . . . . — 164.
12. Die Reise nach Altenburg. . . . — 175.
13. Das Feuerzeug. . . . . — 187.
14. Die Bilderbude. . . . . — 191.
15. Das schöne Buch. . . . . — 198.
16. Die Sonne im Spiegel. . . . . . — 204.

III. Erzählungen für die reifere Jugend.

1. Anton Rindenschwender. . . . . . — 215.
(Frei bearbeitet nach mehreren gedruckten Nachrichten.)
2. Die Verführung. . . . . — 256.
3. Die Schoten. . . . . — 314.

IV. Erzählungen zur Erklärung einiger in den ersten zwei Abschnitten enthaltener, und anderer sinnverwandter Begriffe.

1. Tücke. . . . . — 325.
2. Lüsternheit. . . . . — 327.
3. Leckerhaftigkeit. . . . . — 329.
4. Naschen. . . . . — 336.
5. Unwahrheit, Lüge, Irrthum. . . — 337.
6. Versehen. . . . . — 339.
7. Furcht, Angst, Zaghaftigkeit. . . — 340.
8. Verdruß, Aerger, Zorn, Grimm, Wuth. . . . . — 343.

9. Artig, unartig, ungezogen. . . . . — 347.
10. Fertigkeit, Gewohnheit. . . . . . — 350.
11. Strenge, hart, unbarmherzig, grausam. . . . . — 353.
12. Schelm, Schalk. . . . . — 357.
13. Laune, Grille. . . . . — 361.
14. Groll. . . . . — 364.
15. Klage, Jammer. . . . . — 366.
16. Leiden, Noth, Elend, Unglück, Kreuz. — 367.
17. Sorgen, Kummer, Gram, Herzeleid. . . . . — 370.
18. Dumm, einfältig. . . . . — 374.
19. Bescheidenheit, Unbescheidenheit. . — 376.
20. Gewissen. . . . . — 378.

Erzäh=

I.

Erzählungen für Kinder

bis

zum achten Jahre.

1.

Der Spitz.

Vor der Hausthür saß ein Spitz;
diesen sah' der kleine Fritz.
Husch! war er zur Thür hinaus,
mit drei Sprüngen vor das Haus;
klopfte sanft auf seine Hosen,
um das Hündchen zu liebkosen,
suchte in den Taschen Brocken,
um es damit anzulocken;
und als Spitzchen noch nicht kam,
nicht die Bröckchen Semmel nahm,
rief er: bs, bs! mit dem Munde.

Doch da kam die Kinderfrau,
sprach: „mein liebes Fritzchen, trau'
nur nicht viel dem fremden Hunde!
Glaub's, die Thiere haben Tücken,

schnappen nach dem kleinen Finger,
wie nach Fliegen und nach Mücken
oder Immen, wie die Dinger
alle heißen. Darum komm!

Wie? du willst nicht mit mir gehen!
Muß wohl nach der Ruthe sehen;
macht die Kinder zahm und fromm!"

Muhme, nein, nicht Ruthe hohlen!
bittet jetzt der kleine Fritz.
Mütterchen hat's wohl befohlen,
sollte futtern schönen Spitz!

„Kind, du willst mich wohl belügen?
spricht mit finstern, ernsten Zügen
seine Wärt'rinn; doch betrügen
sollst du mich wahrhaftig nicht!
Alles kommt an's Sonnenlicht.
Gleich werd' ich die Mutter fragen,
und die wird dich selber schlagen,
wenn dein Mund nicht Wahrheit spricht.
Darum, Fritzchen, laß dir sagen!"

Doch das Fritzchen will nicht hören,
läßt sogar die Muhme schwören,
daß ihm soll die Ruthe lehren

Wahrheit sprechen, Lügen hassen,
Eigenwillen fahren lassen.
Nichts! er bleibt bei seinem Sinn;
und die alte Wärterinn
gehet zu der Mutter hin,
seine Unart anzuklagen.
Unterdeß will er es wagen,
den so schönen Hund zu streicheln,
mit den Händchen ihm zu schmeicheln.
Und der Spitz, o, welche Freude!
thut dem Knaben nichts zu Leide,
wedelt freundlich mit dem Schwanze,
springt sogar im Hundetanze
um mein Fritzchen, das entzückt
mit der Hand sein Schnäuzchen drückt,
ihn an zweien Pfoten hält,
auf die Hinterfüße stellt.
Doch in Freuden ganz verloren,
will er endlich in die Ohren
mit dem Zeigefinger bohren.
Aber diesen Scherz verstand
nicht der Spitz; in Fritzchens Hand
biß er hastig. So verschwand

schnell die Lust. Der Knabe fand
seines Ungehorsams Lohn.

Sieh! da kommt die Mutter schon,
spricht: „du ungerathner Sohn,
heute ist dir Recht geschehen!
Allen Kindern wird's so gehen,
deren Mund nicht Wahrheit spricht!
Ich bedaure dich jetzt nicht."

2.

Die Erdbeeren.

Eines Tages war es heiß,
fast wie in dem Lande,
wo auf glüh'ndem Sande
Sklaven essen ihren Reiß.

Thiere sah' man in dem Schatten
großer Bäume liegen,
selbst die muntern Vögel hatten
keine Lust zu fliegen.

Niemand mochte jetzt zum Scherz
auf der Straße gehen,

niemand, wie im Monat März,
in der Sonne stehen

Hatte jemand einen Baum
in des Hofes engem Raum,
nun, so saß er drunter:
denn hier blieb er munter!

War vielleicht ein dunkler Gang
in dem Garten, breit und lang,
von gewölbten Linden:
o, so pflegte jedermann,
ging der Garten ihn was an,
sich dort einzufinden.

Jakobine saß allein
vor des Hauses Pforte:
denn der liebe Sonnenschein
kam nicht zu dem Orte.

Grade hin nach Mitternacht
sah' des Hauses Fronte,
so daß nicht des Strahles Macht
sie berühren konnte.

Aber dennoch war es heiß
unsrer Jakobine,

und sie machte übern Schweiß
manche saure Miene.

Einen Napf aus Porzellan
hielt sie in den Händen;
schön gemahlet waren dran
Aster, Sonnenwenden.

In dem Napf war, weiß wie Schnee,
Trank für junge Kälber,
den die Kuh aus Gras und Klee
in sich kochet selber.

Semmel schwamm noch in dem Trank,
lockerer als Wolle;
nebenbei lag auf der Bank
eine Butterstolle.

Als Jakobine nun da saß,
die süße Milch mit einem Löffel aß,
und dann bei jedem Schlucke fühlte,
wie ihr die Milch den Gaumen kühlte,

da schlich vorbei ein armer Knabe, ach Gott! er war doch gar zu arm! Auf seinem magern Leibe hing ein altes leinewandnes Ding, das man nicht Hemdchen nennen konnte, und Hös-

chen hatt' er an, von denen man zu rathen nicht im Stande war, woraus sie einst gefertiget gewesen.

Der Knabe trat zu Jakobinen, und sprach mit bittender, bescheidner Stimme: ach, liebes Mädchen, weißt du wohl, wie einem Durstigen zu Muthe ist? Ich bin recht hungrig, aber durstiger noch mehr, und bitte dich um einen Schluck von deiner Milch! —

Geh, trinke Wasser an der Plumpe! sprach der Bediente Jakobinens, der hinter ihr aus seinem Fenster sahe. Doch dieses sprach nicht Jakobine. Sie räumte gleich ein Plätzchen auf der Bank dem armen Knaben ein, gab ihm den ganzen Topf voll Milch und auch die Butterstolle.

Der Knabe wollte nicht so viel annehmen, und, wie er sagte, nicht das gute Kind berauben. Da sprach sie: mach' nur keine Quängelei! und nimm! Ich kann ja mehr von meiner Mutter hohlen. — Nun aß der arme Junge sich recht satt, und löschte seinen Durst. Dann ging er fort, und eine Thräne stand in seinem Auge,

als er die Hand dem Mädchen drückte. Das war gewiß ein guter Knabe!

Den andern Tag saß Jakobine wieder vor der Thür, doch ohne einen Napf mit Milch, denn es war noch nicht Vesperzeit. Da sieht sie jenen Knaben wieder kommen. Er freut sich, als er sie erblickt, und eilt herbei. Dann giebt er ihr ein Sträußchen von den schönsten Walderdbeeren, und spricht: „du hast mich gestern mit der Milch erquicket, da nimm von mir die kleine Gabe an. Ich bin hinaus ins Holz gelaufen (mein Vater weiß noch nichts davon), um dir das Sträußchen dort zu pflücken. Und als ich's hatte, lief ich wieder fort, was ich nur laufen konnte, damit der Vater nicht erzürnen sollte." Und Jakobine ward gerührt, doch wollte sie den Strauß nicht nehmen. Behalte du die Beeren, armer Knabe! sprach sie. Ich habe heute schon recht viel gegessen.

Du willst sie also nicht? antwortete der Knabe traurig; sie sind dir wohl zu schlecht? Der liebe Gott hat sie ja wachsen lassen.

Und Jakobinens Vater hatte alles mit an-

gehöret, denn er lag am offnen Fenster. Er rief hinab: mein Töchterchen, die Gabe mußt du nehmen! Sie ist ja mehr werth, als ein seidnes Kleid, das dir der reiche Pathe schenket.

Den Knaben nahm er zu sich in sein Haus, und zog ihn auf zum braven Manne, der jetzt in großer Achtung stehet, und vieles gute thut. Und Jakobine ist sein treues Weib.

5.

Der Zucker.

Minchen kennt ihr Leute doch?
Ja, vor zwanzig Wochen noch
war's ein art'ges Minchen!
Aber jetzt ist's nicht mehr so:
wie ein Honigbienchen
ist das kleine Mädchen froh,
wenn es aus den Taschen
Süßigkeit kann naschen.
Selbst der Mutter Zuckerdose

plündert oft die kleine, lose,
wie die leckern Fliegen.
Sieht sie am verborgnen Ort
oder auf dem Tische dort
Mandeln und Rosinen,
Obst und Beeren liegen:
dann sind ihre Mienen
auf die süßen Dinger
nur gespannet, mit dem Finger
sind ein par geschwind erhaschet,
und im nu schon aufgenaschet.

Als die Mutter merkte, daß es mit dem Zucker nicht ganz richtig sei, sprach sie einst zu Mienchen: „ei, mein Töchterchen, was heißt das? du fängst jetzt zu naschen an! Je, pfui schäme dich! schon wieder fehlen hier zwei Stückchen Zucker. — Wirst du nicht die Unart lassen, o, so sperr' ich dich mit sechzig Mäusen ein. Mögen sie dann immer deine Zunge dir abnaschen!"

Da fing das Mädchen an zu weinen
(sie wollte nemlich schuldlos scheinen),
und sprach: ich bin es nicht gewesen!

In deinen Augen kann ich's lesen!
erwiederte die Mutter schnell.
Sie waren, wie des Himmels Bläue,
sonst ungetrübt, und rein und hell;
doch nicht so heute! Dieser scheue,
verleg'ne Blick, er saget mir,
es sei etwas nicht rein in dir;
ich meine nemlich das Gewissen!
Darum geh' in dich, und bereue,
daß zu verbotnen Leckerbissen
die Lüsternheit dich hatte hingerissen.

Diese liebreiche Rede hätte doch wirklich die Näscherinn rühren sollen, allein sie blieb beim Läugnen.

Gut, dachte die Mutter, gut! Ich will das böse Mädchen schon überführen: dann soll sie ihres Läugnens wegen besondere Strafe leiden! — Sie ging den folgenden Tag hinaus ins Speisegewölbe, und hob ein großes, irdenes Gefäß von einem hohen Tische.

In diesem lag etwas, ich könnt' es euch wohl nennen,
allein ihr sollt es schon auf andre Art erkennen.

Es wohnt in Quellen, in der See,
war also Wasser, wurde Stein,
durchsichtig wie Krystall, und rein.
Doch siehst du's wie gefall'nen Schnee
in deiner Hand,
weil es zermalmet ist so klein,
wie Körnchen Sand.
Und willst du zu ihm Wasser gießen:
so wird es schnell zerfließen.
Auch wisse, dir schmeckt kein Gericht,
dem es an diesem Ding gebricht.

In jenem Topfe war also das Ding befindlich. Die kleinen Körnchen waren zu großen Klumpen zusammengedrückt, die ganz das Ansehen eines Zuckerstückes hatten.

Die Mutter nahm ein Messer, schnitt aus jenen Klumpen kleine Würfel, daß sie zerschlagenem Zucker ähnlich sahen, und füllte dann mit ihnen ganz die Zuckerdose an.

Nun kam die Zeit, daß Nachmittags die Köchinn viele braune Dingerchen zermalmete mit einem Rade, und dann die Bröckchen sorgsam sam-

melte, um sie mit siedendheißem Wasser abzubrühen. Ich kenn' euch schon, ihr werdet es errathen, was ich meine! Die Mutter trug die Tassen auf den Tisch, und auch die volle Zuckerdose. Dann ging sie in die Nebenstube, und ließ ihr Töchterchen allein.

Und Minchen sieht die volle Zuckerschale;
ein Stückchen wegzukapern hat sie Lust.
Doch jetzt regt sich zum ersten Male
das Herz mit Angst in ihrer Brust.
Es war, als spräche ihr Gewissen:
wird nicht die Mutter bald vermissen
das Stückchen, welches deine Hand
mit Unrecht von dem Tisch entwendet?
Doch von dem Zucker ist sie ganz verblendet;
sie nimmt. — Allein bleich, wie die Wand,
steht sie jetzt da, fängt an zu schrei'n,
spuckt, was sie kann; doch, leider! bringt
sie nicht damit die Zunge rein.
Mit jedem Augenblicke dringt
das Salz noch tiefer ein,
vermehret ihre Pein.

Die Mutter trat, als ob sie gar nichts wüßte, in die Stube, und setzte sich hin an den Kaffeetisch. Doch Minchen konnte ihre Qual jetzt länger nicht verbergen, sie fiel der Mutter um den Hals, und bat mit Schluchzen um Verzeihung, und um ein Mittel, das den Salzgeschmack aus ihrem Munde bringe.

„Sieh," sprach die gute Frau, „du fühlest nun den Schmerz, der auf die Unart folgt. Ja, gestern konntest du der Mutter wohl abläugnen, daß du die Näscherinn des Zuckers seiest. Jetzt mußt du's selbst gestehen! Das Salz wird deine Zunge nun zerfressen, daß du nicht wieder läugnen, nicht mehr naschen kannst."

Ach, meine Zunge, weh, weh, weh!
schrie Minchen nun, das Salz frißt sie heraus!
Ach, hilf mir, hilf! „Geh," sprach die Mutter, „geh,
und spüle dir den Mund mit Wasser aus.
Das wird dir große Lind'rung sein,
und dich von deinem Schmerz befrei'n.
Doch merke dir das letzte Mal:
auf das Vergehen folgt die Qual,

so

so wie die Ernte auf die Sat.
Die Sünde wird sehr leicht entdeckt!
Und wäre sie auch tief versteckt,
so straft sich selbst die böse That.

4.

Der Spielverderber.

Siegmund heißt der böse Knabe,
den ich wohl bemerket habe,
als er in der kleinen Zahl
seiner Brüder, seiner Schwestern
spielte in dem Garten gestern.
Siegmund störet ohne Wahl
jedes angenehme Spiel,
thut sich drauf zu gute viel.
Was geschah' denn? hör' ich fragen.
Alles, alles werd' ich sagen.
Jettchen brachte hergetragen
eine Küche mit Geräthe,
nebst dem vollen Schüsselbrete;

Friedrich rollte einen Wagen
in den Gängen, auf dem Rasen,
und im kleinen Fuhrwerk lagen
Säckchen, angefüllt mit Korne;
Siegmund kam daher geblasen
auf dem gelben Postknechtshorne.
Ha, wie auf dem Steckenpferde
Heinrich durch die Gänge flog,
daß es in die ebne Erde
eine krumme Furche zog!
„Wollen wir nicht, liebes Jettchen,"
sprach das artige Lisettchen,
„kochen eine gute Suppe
für die neue, schöne Puppe?
Glaube mir es, Jettchen, glaube,
daß sie mir recht sehr gefällt!
Sieh, dort ist sie an der Laube
aus der Sonne weggestellt,
daß das Bändchen auf der Haube
seine Farbe noch behält."
Jettchen sprach: „ich weiß es besser,
was wir lieber spielen wollen:
unsre kleinen Brüder sollen

heute bei uns Gäste sein,
und ich schneide mit dem Messer
Pflaumen statt der Gurken ein,
mache Sallat, presse Wein
aus den Birnen, die der Wind
neulich abschlug, die im Strohe
teigicht nun geworden sind.
Ziehe du nur eine rohe,
große Möhre *) aus dem Beete
hinter unserm braunen Kohl.
Diese mache ich dann hohl,
will darein zur Obstpastete
einen süßen Apfel schaben.
Ach, die Brüder werden wohl
an dem Spiel Vergnügen haben!

Und nun werden alle Brüder aufgesucht, herbeigerufen, und vom Spielchen unterrichtet.

Herrlich, herrlich! rufet Heinrich. Einen langen, starken Faden habe ich hier in der Tasche. Vater hat ihn abgewunden von den großen Fe-

---

*) Möhre, Mohrrübe, gelbe Rübe.

verbunden. Höret nun, was ich euch sage! Friedrich ist der Bräutigam, unser Jettchen ist die Braut. Siegmund ist der alte Vater, und ich bin der Postknecht und das Pferd. Dieses Fadens beide Enden bindet ihr mir an die Arme, hinten haltet ihr ihn fest, und so kommen wir zu Jetten, und ich stoße in das Horn, schlage aus und wiehere, ganz so wie ein wildes Pferd.

Nein, das Horn geb' ich nicht aus den Händen! sprach der Bruder Siegmund schnell. Ich will Postknecht sein, und du bist dann mein Pferd. Pferd und Postknecht kann ja nicht ein Knabe sein.

Bruder Heinrich ist das auch zufrieden. An die beiden kleinen Arme wird der Faden nun gebunden. Friedrich schwingt ihn über sich, daß er hinten um den Rücken wie ein Gürtelchen sich schließet; in die Mitte steigt der Postknecht, hält die Schnur mit beiden Händen, und so geht es fort in Saus und Braus durch des Gartens lange Gänge.

Unterdeß bereiten beide Schwestern ihre Mahlzeit, schmücken auch die Laube mit des Gartens

bünten Blumen aus, und erwarten nun den Bräutigam.

Horcht! ins Horn wird nun geblasen. —
Wie die Hirsche in dem Jagdgehege
und die aufgeschreckten, bangen Hasen,
eilen jetzt daher auf einem Seitenwege
alle Brüder, und es bebt der Rasen
von des Pferdes starken Tritten.
Beide Schwestern springen gleich heraus,
wissen sich recht artig zu verneigen
vor dem Bräutigam, und bitten
von dem Wagen eilig abzusteigen,
einzutreten in ihr kleines Haus.

Aber jetzt erhebet sich der böse Streit!
Heinrich, von des Pferdes Dienst entladen,
bindet von den Armen seine Faden,
und tritt in die Laube. Aber Siegmund schreit:
„nein! das Pferd gehöret in den Stall,
und muß Gras verzehren,
wie die Pferde überall.
Fort mit dir, du Pferd, hinaus!"
Und den Eintritt in das Haus
will er heftig ihm verwehren,

ihn durch Ringen überwinden,
und noch an der Laube junge Linden
mit dem langen Faden binden.

Als auf Heinrichs Seite
jetzt die Schwestern traten,
und den Bruder baten,
daß er nicht mehr streite,
und das Spiel nicht störe,
sprach er grob: ich höre
viel auf euch! Wenn ihr nicht wollt,
wie ich will, je nun, so sollt
ihr nicht weiter spielen!

Sprach's, und bückte sich zur Erde, faßte eine Hand voll Sand, warf sie über alle Speisen, welche zubereitet standen, und ging höhnisch aus der Laube. — Also war das Spiel gestöret, und die Freude ganz verdorben.

Alle Mal macht's Siegmund so! sprach nun Jettchen, voll von Aerger, daß die Gurken und Pastetchen kläglich übersandet waren.

Friedrich war auch sehr erbittert, und beschloß mit den Geschwistern, niemals wieder in ein Spielchen sich mit Siegmund einzulassen.

Doch, jetzt knarrt die Gartenthür, und die Mutter tritt herein, führet zwei recht liebe Kinder, Ida'n und Rosalien, des Direktors kleine Töchter, an der Hand, und spricht mit ihnen viel.

Ach, wie freuten sich die Kinder! „Sei willkommen, liebe Ida! — Komm Rosalchen, laß dich küssen! — Gieb mir auch ein Händchen, Ida! — Mir ein Küßchen! — Mir auch eins! — riefen Jettchen und Lisettchen, Friedrich und der gute Heinrich.

Endlich sprach die Mutter: bleibet hier im Garten, Kinderchen! Spielt recht artig nur zusammen. Ins Gewölbchen werd' ich gehen, und euch Pflaumenkuchen, Aepfel und lombardsche Nüsse bringen. Aber wo ist Siegismund? Hat er doch sein Kompliment unsern Gästchen nicht gemacht!

Heinrich klagte jetzt der Mutter, wie ihn Siegismund behandelt habe.

Nun, so soll er auch zur Strafe nicht in eurem Kreise spielen, sprach die Mutter ernst, und rief den ungezognen Knaben,

der umher im nahen Gange,
wie ein armer Sünder schlich,
an die Bäume sah', und bange
seiner Mutter Blick entwich.

Als er nun mit Furcht und Scham
näher zu den Kindern kam,
endlich vor der Mutter stand,
und sein kleines Taschentuch
ängstlich um die Hände wand,

sprach die Mutter: armer Knabe, bist du nicht bedauernswerth? Wer die Freuden andrer Kinder gern vereitelt, der verdient nicht, daß er auch die Freude selbst genieße. Gehe vor ins Haus, dort wird der Vater einen andern Zeitvertreib für dich ersinnen.

Sie nahm den Knaben mit, der gern geblieben wäre; und in des Vaters Stube mußt' er schreiben, bis es die Dämmerung verbot; da wurde ihm die Zeit recht lang. So war der böse Knabe ganz gerecht bestraft!

5.

Wilhelm hat es mir geheißen!

Alexander war am faulen Fieber
über vierzig Tage krank gewesen,
gestern völlig erst genesen.
Ach, ein schlimmer Zustand! Lieber
will ich vierzig Tage Erbsen lesen,
als nur vierzig Stunden
an dem Fieber leicht erkranken.
Alexander hat es auch empfunden;
gehen kann er nicht, nur schwanken,
reden kann er nicht, nur lallen,
um die Stirn und um den Nacken hangen
keine Hare mehr, und eingefallen
sind die Augen mit den vollen Wangen.

Friederike, seine zärtliche Schwester, führte ihn vor die Hausthür, und setzte ihn auf einen kleinen, weichen Stuhl, damit er an der frischen Luft sich erquicken könnte. Sie legte ihm dann eine Semmel in den Schoß: denn ihn hungerte, so oft er an den Magen dachte. Nun streichelte

sie ihn noch einmal, und sprach: ich will mein Strickzeug von der Mutter mir ausbitten, dann komme ich wieder. Lasse dir unterdeß die Semmel wohl schmecken.

Kaum war sie fort, so traten aus der Thür des Mannes, der gegenüber wohnete, zwei Söhne, Wilhelm und Adolph, die mit dem Genesenen fast in einem Alter waren.

Adolph kam über die Straße zu unserm Alexander,

gewiß um sich zu freuen,
daß er die Luft vom neuen
genieße, nach den Plagen
von vierzig trüben Tagen,
und an dem Sonnenstrahle
sich zu dem ersten Male
seit lange wieder labe.

Doch nicht so! Jener Knabe
war freundlich nicht gesinnet.
Denn denket! er beginnet
den Kranken zu verhöhnen,
zum Spott ihm nachzustöhnen;
er ruft: o, seht den Kahlkopf an,

wie er so gierig schlucken kann!
Komm, Kahlkopf, willst du's wagen,
das Steinchen hier zu tragen?
Dann springet er schnell wieder
an seines Vaters Haus,
setzt an der Thür sich nieder,
zischt Alexandern aus,
und fänget an zu lachen,
als hätt' er seine Sachen
recht gut gemacht,
weil Wilhelm auch mit lacht.

Diese lieblose Behandlung schmerzte den schwachen Alexander sehr; er weinete im stillen, und konnte kaum die Semmelbissen hinterschlucken. Er sehnte sich nach seiner Schwester, ihr sein Herzeleid zu klagen; allein sie blieb zu lange in der Stube; wer weiß, warum?

Da kam der gute Gustav, Alexanders Vetter, die Straße herauf, und freuete sich, als er vom weiten den genesenen Knaben erblickte. Doch als er näher kam, und Thränen in des Knaben Augen sahe, sprach er: Gott sei gelobet, daß du wieder vor die Thür dich setzen kannst; allein was

weinest du, mein lieber Alexander? Hast du noch von der Krankheit Schmerzen? Der Knabe unterrichtete den guten Gustav von dem Vorfalle mit ganz matter Stimme, und dieser ging hinüber zu den Nachbarssöhnen, die vor der Thür noch standen, und noch boshaft lachten. Was hat euch denn der Knabe dort gethan, daß ihr ihn so verspottet? sprach er mit vieler Milde. Wer einen schwachen Kranken nicht verschonet, und ihn durch Spöttereien kränket, der hat ein schwarzes Herz.

Wie nahm wohl Adolph dieses auf?

Er lachet laut aus vollem Hals' und spricht:
ach, geh du nur mit deiner guten Lehre,
und sei zufrieden, daß ich nicht
den Kopf dir zu den Füßen kehre!

Dann zeigte er, wie ein gemeiner Junge,
dem guten Gustav gar die Zunge.

Dieser wußte sich am besten zu helfen. Er ging in das Haus, ließ sich zu Adolphs Vater führen, und erzählte diesem alles.

Der Vater rief den Knaben, hielt ihm sein Unrecht vor, und wollte ihn bestrafen; allein der böse Adolph dachte noch sich zu vertheidigen, und,

wie man spricht, sich weiß zu brennen, weil jeder Sünder schwarz genennet wird. Er sagte: Wilhelm hat es mir geheißen!

Das kann dich nicht entschuldigen, erwiederte der Vater. Du hast es ja gethan. Wer zwang dich denn zu thun, was Wilhelm dir befahl? Wenn er dir verboten hätte, den armen Knaben zu kränken, du würdest ihm gewiß nicht gehorsam gewesen sein. Geh, böser Sohn, geh gleich mir aus den Augen, und laß dich eher nicht von mir erblicken, bis du dich ausgesöhnet hast mit Alexandern.

Entschuldiget euch nicht, wenn ihr ja böses thatet: der andere hat's mir geheißen. Wenn ihr nicht wollt das böse thun, wer kann euch dazu zwingen?

6.

Der Würfel.

Vor die Hausthür trat einst Hänschen. Auf der Bank aus schönbehaunem Steine wollte er ein wenig spielen. Und das Spielzeug war? ein kleiner Würfel, weiß und zart, aus theuerm Alabaster. Der gute Vater hatte ihn dem Söhnchen vor der Mahlzeit schon gegeben. Das war ein schöner Würfel! — Doch welcher Knabe wird allein die Zeit sich gut vertreiben können? Nach seinem Kammeraden sahe sich auch Hänschen um. Ein Knabe war's, der gegenüber wohnte, mit ihm ein gleiches Alter hatte, und auch recht artig spielen konnte.

Und siehe! an dem Fenster stand
der kleine Ernst zum großen Glücke,
und klebte an die Scheibenwand
ein Haus, ein Bäumchen, eine Brücke,
auf der zwei kleine Männer ritten.
Dieß hatte mit geschickter Hand
der Schreiber aus Papier geschnitten.

Und unser Hänschen fänget an,
durch Mienen ihn herab zu bitten:
denn durch das hohe Fenster kann
sein schwaches Wort nicht dringen,
sollt' er's auch noch so stark erzwingen.

Ernst beantwortete Hänschens Gebehrdensprache mit Kopfnicken, nahm seine Papierfiguren von der Glasscheibe, und ging hinunter vor die Thür zum Freunde.

Der war vergnügt, den artigen Spielgesellen neben sich zu haben, und schenkte ihm sogar im ersten Anfalle des Entzückens — den Würfel. Doch er setzte noch hinzu: du mußt auch mit mir spielen!

Darum bin ich gekommen, sprach der kleine Ernst, und steckte seinen Würfel hastig in die Tasche. Dann sprach er ferner: rath' einmal, was ich hier in der andern Tasche habe? Es siehet aus wie Mohrrübenscheibchen, und klimpert wie die Schellchen an unserm Hundehalsbande.

Das sind Zahlpfennige, sprach Hänschen. Ei, um diese wollen wir würfeln!

Ja, ja, mein Hänschen, sagte Ernst, es sind

vier und zwanzig Rechenpfennige; davon bekommst du zwölf und ich bekomme zwölf. Aber du mußt sie mir wieder geben, denn sie gehören meiner Schwester. Ich darf sie nicht verschenken.

Weil Hänschen dieses zufrieden war, nahm das Würfeln seinen Anfang. Bald hatte Ernst das andere Dutzend der Zahlpfennige wieder gewonnen; und darum fand der zweite Knabe keine Freude mehr an diesem Spiele. Er gähnte, stützte seinen Kopf auf die Arme, und sprach zuletzt: das Würfeln ist ein dummes Spiel! Nun saget, kleine Leser, kann das Spiel mit Würfeln dumm wohl sein?

Ernst hatte gleich ein anderes Mittelchen, die Zeit zu kürzen, in Bereitschaft. Er warf mit vieler Kraft einen Zahlpfennig gegen die Wand, daß er recht weit von dieser auf die Straße fiel, dann sprach er: Hänschen, wirf du auch! Und fällt dein Pfennig nahe bei dem meinigen nieder: so hast du gleich das Spiel gewonnen. Doch weiter darf er nicht, als eine Spanne, liegen.

Jetzt nimmt auch Hänschen einen Pfennig, und mißt die Kraft des Wurfs nach der Entfernung

nung ab, in welcher Ernstens Pfennig liegt. — Ein Viertelstündchen lang war dieses Spiel der Knaben Zeitvertreib, bis Hänschen auch ermüdete, sich auf das Pflaster niedersetzte, und seine Arme in dem Schoße ruhen ließ. Doch jetzt erblickte er im Pflaster neben sich ein Loch, in dem ein Weinstock einst gestanden hatte.

Er grub den Sand
mit der Hand
aus der Lücke.
Ihm gefiel
dieses Spiel.
Aber in dem Stücke
dachte Ernst nicht so.
„Können wir nicht froh
und vergnügt uns machen
noch auf andre Art?
Schonen muß ich meine Sachen!
sprach er. Meine Mutter spart
stets mit vielen Sorgen
Geld für meine Kleider,
muß wohl manchmal borgen
bei dem Schneider."

Das verdroß unser Hänschen gar sehr. Du kannst gehen, wenn du nicht mit mir spielen willst! rief er trotzend. Aber meinen Würfel gieb mir vorher wieder.

Gehorsamer Diener! rief Ernst. Du hast ihn mir geschenket, den darfst du auch nicht wieder nehmen, sonst bist du Herzensgeber, Wiedernehmer!

Hänschen sprang vom Straßenpflaster auf, faßte Ernsten heftig bei der Weste, und wollte aus der Tasche seinen Würfel rauben.

Aber Ernstchen streckte seine rechte Hand, die den Würfel hielt, von Hänschen abwärts, wehrte sich recht tapfer mit der linken, bis ein Knabe durch die Straße kam, der die Strümpfe und die Schuhe schonte, und bis auf den Winter sparte, der ein kurzes, schwarzes Fellchen statt der Schürze vorgebunden hatte, und auf seiner Schulter zwei besohlte Stiefel trug. Dem gab Ernst den Würfel hin, und begann zu Hänschen: sieh, ich mag ihn nicht; du sollst ihn aber auch nicht haben!

Der Knabe mit den Stiefeln nahm ganz

ohne Weigern das Geschenk, und lief davon wie jener Hund, der eine Bratwurst weggestohlen hatte. Allein dem armen Ernste ging 's nicht gut dafür.

Ihn ließ zwar von der Weste los
der grobe Hans (denn Hänschen bloß
verdient er nicht zu heißen);
doch gab er ihm noch einen Stoß,
wollt' ihn noch in den Finger beißen,
und schimpfte, als er von ihm ging,
von hinten wie ein Rohrsperling.

Das letzte Wort war: dummer Junge! Doch Ernst erwiederte die saubern Reden nicht, und ging gelassen in des Vaters Haus. Hans schlich mit Aerger in der Aeltern Stube.

Hier sollte er mit seiner kleinen Schwester spielen. Der Vater sprach: gieb ihr doch deinen schönen Würfel! — Als Hänschen ihn nicht gab, sprach er zum zweiten Male: so gieb ihr doch den kleinen Würfel! — Zum dritten Male sprach er endlich: warum giebst du den Würfel nicht? Du hast ihn wohl verloren, oder gar vertauschet?

Ich habe ihn dem kleinen Ernst geschenket;
der giebt ihn mir nicht wieder,
antwortet Hans, und senket
den Kopf zur Erde nieder,
als wollt' er in der Stubendiehle
die Nägel zählen, um zu sagen,
wenn's jemand wissen will, wie viele
der Zimmermann einst hätte eingeschlagen.

Allein der Vater sprach: willst du dein Butterbrot mit einem andern theilen, dein Taschengeld den armen Leuten geben: das werde ich dir nicht verwehren. Doch andre Dinge dürfen Kinder nie verschenken, wenn sie die Aeltern nicht gefraget haben. Der Würfel war mir lieb, ich spielte einst als Kind mit ihm. Ihn mußt du heute noch von Ernsten wiederhohlen. Du sagst ihm, was ich dir gesaget habe.

Der arme Hans sah' jetzt das Ende
von seiner Angst und Sorge nicht;
er rang fast blutig seine Hände,
und zog ein klägliches Gesicht.

Woher den schönen Würfel nehmen?
Wer weiß, ob unter eines Daches Spitze,

im Erdgeschoß der Knabe wohnt.
Doch ihn zu suchen, muß er sich bequemen:
er kennet seines Vaters Hitze,
der ein Vergehen schrecklich lohnt,
und selbst das kleine Kind nicht schont.
Hans läuft durch viele lange Straßen,
mit ihm will manches Freundchen scherzen;
allein er hat nicht Lust zu spaßen,
es liegt ihm schwer auf seinem Herzen,
wie ein Gewicht von reinem Blei.
Doch welches unverdiente Glück!
Schon ist er vor dem Kohlenmarkt vorbei,
da blickt er noch einmal zurück,
und sieht bei einem Hause drüben
den langersehnten Schusterknaben
vor einem Korbe märkscher Rüben
dort sitzen, und die Rüben schaben.

Er gehet hin, und bittet um den Würfel. Allein der Knabe spricht: „was willst du denn von mir? Hast du den Würfel mir gegeben?" Hans wird ganz offenherzig, und erzählet, wie es zusammenhing mit Ernstens That und mit dem Würfel. — „Das sind nur faule

Fische, sagt der Knabe. Ich merke wohl, du möchtest gern den Würfel haben. Doch wenn du mir den Knaben bringst, der mir das schöne Spielding gab: so will ich sehen, was ich thuen werde."

Die Forderung war hart. Zu Ernsten sollte Hans nun gehen, zu Ernsten, den er so geschimpfet hatte. Ihn sollt' er bitten, daß er mit ihm komme.

Allein was half's, des Vaters Zorn
ist Hansen ja im Aug' ein Dorn,
und zur Versöhnlichkeit ein Sporn.

Er eilet nun zu Ernsten, und erzählet schüchtern, was ihm der Vater hat gesagt, und was der Schusterknabe jetzt verlangt!

Du wirst doch nicht mit einem dummen Jungen gehen? sprach Ernst. Nein, nein! Du möchtest mir wohl gar mein Westchen noch zerreißen. Ich gehe nicht mit dir.

Du bist kein dummer Junge; du bist mein bester, schönster Ernst! sprach Hans. Ich bitte dich, vergieb mir dieses Mal. Ich will's nie wieder thun; so lang' ich lebe nicht!

Ich will nicht grollen, sagte Ernst, und mit dir gehen; aber erst muß ich die Mutter fragen, ob sie erlaubet, mich so weit vom Hause zu entfernen.

Der Mutter wird die Sache jetzt erzählet;
sie wird mit Bitten so gequälet,
als sie es nicht erlauben will,
daß sie zuletzt den besten Ausweg wählet,
und spricht: ihr Kinder, seid nun still!
Dießmal will ich euch zu gefallen leben,
doch zur Begleiterinn
die Schwester euch noch geben.

So mußte denn Marianchen ihren schwarzen, atlassenen Schanzenläufer anziehen, und mit den beiden Knaben gehen. Unterweges söhnten sich diese gänzlich aus, und gelobten heilig, sich nie wieder zu veruneinigen.

Der Lehrjunge des Schuhmachers saß noch vor der Thür bei seinen Rübchen, denen er ein weißes Kleidchen gab.

„Hier bringe ich den Knaben, der dir den Würfel hat gegeben, sprach Hans. Nun wirst du mir doch glauben?"

Ich glaube jetzt euch allen beiden nicht, ant-

wortete der Knabe. Es ist nicht wahr, daß euer Vater meinen Würfel haben will. Ihr wollt ihn wieder nehmen, und habt die Finte ausgesonnen. Wenn euer Vater kommt, will ich ihn geben.

Das war ein unverschämter Junge! Ein angesehener Mann soll zu dem Knaben kommen, und ihn um Kleinigkeiten bitten! Doch wer die Saite zu hoch spannet, dem springt sie, knack! entzwei.

Indeß war unserm Hans nicht wohl zu Muthe. Er mußte seinem Vater nun gestehen, wie er den guten Ernst behandelt habe, in wessen Händen jetzt der Würfel sei.

Doch Marianchen ging zum Meister Sohl, des Knaben Lehrherrn, der, weil es schon Feierabend war,

auf einer Bank
im Hofe saß,
sein Abendbrot dort aß,
und Braunbier dazu trank.
Und mit gekrümmtem Leib
saß neben ihm sein Weib,
spann feine Wolle.

Zwei große Töchter bogen
sich hin und her, und zogen
mit feister Hand
an einer Rolle,
die in dem Schuppen stand.

Als nun der Meister Sohl Marianens Klage angehöret hatte, sprach er: der Würfel ist nicht werth, daß man so viel noch streitet. Doch soll mein Junge mit zu Hansens Vater gehen. Man kann ja dadurch hinter eure Schliche kommen!

Da weinte Mariane, weil der Meister Sohl sie im Verdachte hatte, daß sie die beiden Knaben in der Lüge noch bestärkte.

Schon manches Mädchen hab' ich weinen sehen, sprach ferner der so harte Mann. Die Thränchen nennt man Krokodillesthränen, mein Töchterchen! Doch besser ist ja besser. Wenn ihr ganz rein in dem Gewissen seid, so nehmt den Jungen mit!

Ja, herzlich gern! erwiederte schnell Mariane. Dadurch wird meine Unschuld sonnenklar.

Der Lehrling zog nun auf Befehl des Meisters seine Jacke an, und band das Schurzfell

sich vom neuen um, dann ging er mit den Kindern fort.

Wie der Soldat, der Gassen laufen soll, mit Angst und Zittern in die Reihe seiner Kameraden siehet, und wenn die Trommel wirbelt, und alle Ruthen aufgehoben sind, mit bangem Herzen seinen Marsch beginnet, so blickte Hans auch in die Straße, in der sein Vater wohnete, so ängstlich hob er auch den Fuß, als er dem Hause näher kam.

Jetzt standen sie schon auf der Hausflur da, jetzt hatten sie die zwanzig Treppenstufen aus Eichenholze schon erstiegen, jetzt pochte Mariane an. Hans wurde bleich, und prallte scheu zurück, als schnell die Thür der Vater öffnete. Der letzte stutzte auch, indem er die Gesellschaft sahe. Die sanfte Mariane trat nun vor, erzählete bescheiden alles mit der treusten Wahrheit, und schwieg, als sie den Vater zürnen sahe auf den Sohn. „Die Kinder können fehlen! sprach er dann: der alte Mann ist ja noch in Gefahr zu fehlen. Allein sie müssen ihren Aeltern unverhohlen den Fehler gleich gestehen: sonst müssen sie zu Lügen ihre Zuflucht nehmen, und

sündigen noch mehr. Allein du Knabe, sprach er zu dem Lehrlinge des Schusters, du hättest deinen Weg von mir bezahlt erhalten, wenn du nicht unverschämt gewesen wärest. Von einem Kinde solltest du Geschenke nicht annehmen; da hast du schon gefehlt. Doch zu verlangen, daß ich zu dir komme, das war zu übertrieben. Darum gehe, daß du mir aus den Augen kommst."
Hans war durch seine Angst genug gestraft.

7.

Der Geldbeutel.

„Adolph, sag' wo steckst du nur?
sprach zum muntern Buben
seine Mutter. Auf der Flur,
in den obern Stuben
hab' ich dich gesucht, und doch
nicht gefunden; in ein Loch
kriechst du wohl wie Mäuschen?"
Sei nicht böse, liebe Mutter!
sprach der Knabe. Grünes Futter
trug ich den Kaninchen hin

unten in ihr Häuschen.
Unsre Hanne weiß es wohl,
daß ich dort gewesen bin:
denn sie hat den grünen Kohl
vorhin mir gegeben.

Die Kaninchen leben
recht vergnügt und munter,
beißen sich mitunter.
Mutter es ist eine Lust,
ja das Herz lacht in der Brust,
wenn man sie sich beißen sieht!

„Nun, ich will es jetzt nicht wissen,
wie die Thiere sich gebissen!"
spricht die Mutter drauf, und zieht
ihren Sohn in einen Winkel.
Heimlich sagt sie: „Pathe Kinkel
mit der alten Base Anne
ist da drin bei meinem Manne;
hat schon recht nach dir gefragt,
mich gebeten und geplagt,
daß ich dich nur suchen sollte,
weil er dir was geben wollte.
Geh' und wasche dir die Hände,

das Gesichtchen auch, und wende
deine Krause um, noch rein
wird sie wohl von innen sein.
Aber mache nur nicht lange!
denn mir wurde längst schon bange,
daß er würde weiter gehen.
Pathe hat gekaufet Feld;
dieses will er noch besehen."

Da bekomm' ich Jahrmarktsgeld!
rief mein Adolph, und verdrehte
seinen Kopf mit Nicken, krähte
wie ein Hähnchen, das sein Ei
vor zwölf Wochen brach entzwei,
sprang dann wie ein Füllen fort
an den schwarzen, lieben Ort
zu der Köchinn, Jungfer Hanne.
Diese nahm das grüne Becken,
goß ihm aus der großen Kanne
klares, frisches Wasser ein,
und er wusch von allen Flecken
Angesicht und Hände rein.

Dann ging Adolph in die Stube, beugte sich tief auf die Erde, daß die Hände rückwärts

starrten, küßte endlich seinem Pathen über sechzehn Mal die Hand.

Bist du denn, mein liebes Pathchen, auf den Jahrmarkt schon gegangen? fragte ihn Herr Kinkel jetzt.

Nein, Herr Pathe! sprach ganz leise Adolph, und sahe still zur Erde.

Dann spitzte er die Ohren, damit ihm dieser Sinn verrathe, ob der Herr Pathe in die Tasche greife, und mit dem Gelde klimpere.

Die beiden Spiegel unter seiner Stirn mochte er zu diesem Dienste nicht gebrauchen: er würde sich ja nur geschämet haben, wenn er's gesehen hätte. — Das machen die bescheidnen Kinder alle so; sie sehen weg, und sind verlegen, wenn sie bemerken, daß man ihnen etwas schenken will.

Pathe Kinkel nahm des Knaben Hand, und drückte still ein Münzchen in dieselbe. Ihr könnet auch erfahren, was für eine Münze Adolph jetzt erhielt, wenn ihr gelernet habt ein Schock in Mandel theilen. Das Silberstück betrug nicht mehr, als acht und vierzig Pfennige.

Entzückt war Adolph, aber merken wollte er sich's gar nicht lassen, und darum weigerte er sich im Anfange sehr, etwas vom Pathen anzunehmen, allein zuletzt küßte er recht feurig dessen Hand, und sprang zur Mutter, welcher er von weitem schon das Geld entgegen hielt.

„Nun kannst du dir etwas recht schönes kaufen!" sprach diese. Doch was er kaufen sollte, sagte sie ihm nicht. Sie wollte sehen, ob der Knabe von seinem Gelde einen guten Gebrauch machen könnte; und könnte er es nicht, so sollte er's durch seinen Schaden lernen. — Nun sagt, ihr Leserchen, was hättet ihr mit eurem Gelde wohl angefangen?

Nach einem Stündchen ging mein Adolph ganz allein auf den Jahrmarkt, und sahe sich in allen Buden um. Hier rief ein Mann ihm zu: nun, Herr Mosje, was suchen Sie? die Hemdenknöpfchen hier von Glase? die Hosenträger hier? die schönen Taschenspiegel? — Vorbei geht Adolph, ihm gefällt hier nichts. — Dort schreiet ein Weib: mein Herzchen, kommen Sie heran! was suchen Sie? Hier schöne,

bittere Magenmorsellen, gebrannte Mandeln, überzognen Kalmus? Kommen Sie her, ich mache es gut! — Sie reichte ihm ein Stückchen Kalmus hin.

Ein wenig Kalmus, nun, den esse ich recht gern! dachte Adolph. Er kaufte sich für einen Sechser, gab das Viergroschenstück, und ließ den größern Rest in Dreiern sich wiedergeben, damit er recht in seiner Tasche klimpern könnte.

Doch jetzt fiel ihm bald ein: wie leicht ist es geschehen, daß mir ein Dreier aus der Tasche huscht. Ein recht fataler Streich wäre dieses. Ein Beutelchen, das käme mir so eben recht. Je nun, ich will eins kaufen!

Dort sieht er schöne Beutel hangen.
Gewirkt sind sie aus feiner Wolle,
und Streifen, die von einem Zolle
gewiß die Breite haben, prangen
darin mit hellen, bunten Farben;
auch Herzchen sind mit eingewebet.
Was kostet dieser Beutel? schwebet
ihm auf der kleinen Zunge lange.
Doch alle diese Wörtchen starben

im Munde, und ihm wurde bange,
als sollt' er vor den Lehrer treten,
und sein gelerntes Sprüchlein beten.

Also, ihr Kinder, (ohne Scherz)
mein Adolph hatte nicht das Herz,
die alte Kaufmannsfrau zu fragen.
Nicht wahr, ihr würdet es wohl wagen?

Allein, weil er die Beutelchen beschielt,
durchschaut die kluge Frau ihn schon;
sie spricht sehr freundlich: nun befiehlt
kein Beutelchen der liebe Sohn?

Da löst sich Adolphs Zungenband,
er fragt: was kostet so ein Ding?
und zeigt zur Ware mit der Hand.

Dem armen Schelm die Lust verging,
er wurde plötzlich feuerroth,
als jenen Sack mit Quast und Ring
die Frau — acht Groschen bot.

Der Knabe wollte wieder fortgehen; allein die Frau sprach: nun was soll ich dafür haben? Sie werden mir doch den Verdienst nicht gar wegtragen? Was wollen Sie anwenden? Bieten und widerbieten macht Kaufleute!

Ich habe nicht so vieles Geld! antwortete Adolph.

Wie viel haben Sie denn, mein Kind? fragte die Frau weiter. Als ihr Adolph seine Barschaft offenherzig angab, that sie, die Schalksfrau, gar, als ob sie ihm viel schenken wollte. Sie sprach: je nun, ich will einmal ein übriges thun, und Ihnen den Beutel für drei Groschen und sechs Pfennige lassen. Sie sind ja ein so hübscher Mosje!

Schnell zählte Adolph die vierzehen Dreier hin, und nahm den Beutel in Empfang. So wohlfeil kauft wohl meine Mutter nicht! sprach er zu sich, und konnte lange von dem Beutel kein Auge wenden. Bisweilen sprang er vor Begeisterung hoch.

Doch ehe er der Aeltern Haus betrat, kam er ganz wieder zu sich selbst, und sprach: wie dumm ich doch gewesen bin! Nun hab' ich keine Dreier mehr; was soll ich in den Beutel stecken?

8.

Der rothe Löwe.

Geschickt war unser kleiner Karl. Kaum konnte er das Messer halten, so war es ihm auch schon ein Spaß, ein Messerchen aus Holz zu schnitzen; und wenn die Mutter Brotteig knetete, und Nudeln für die Gänse machte, dann kratzte er mit einer Scharre ein jedes Klümpchen Teig zusammen, das in dem Troge hangen blieb, und drückte es mit seinen Fingern so lange, bis ein Gänschen, Schwein, ein Hündchen oder gar ein Männchen mit Hut' und Stocke fertig war.

Das war recht gut; doch hört! Der Knabe bildete sich ein, er könne alles noch verbessern, was in dem Hause fertig stand; er trauete sich zu, das alles so zu machen, wie er es sich in seinem Kopfe dachte. Doch so weit reichten seine Kräfte nicht.

Ein Beispiel sollet ihr jetzt haben.

Im Vorsal bei der Treppe stand
ein schwarzer Schrank, gleich rechter Hand,

und oben auf dem Kranz befand
aus Gypse sich ein Hund nebst einem Kater,
Auch war ein Löwe da, aus Thone
geformt und roth bemahlt, den einst der Ur-
großvater
zum Marktgeschenke gab dem Sohne.
Sein Meister hatte mit Bedacht
den Leib recht dick und rund gemacht,
die Füße auch recht stammhaft ihm gegeben:
Herr Löwe sollte lange leben.
Der Vater Karls hielt viele Stücke
auf dieses Thier. Zu seinem Glücke
im Kindesalter trug auch viel
der Löwe bei, im frohen Spiel.

Er freuete sich oft, daß noch ein thönernes Gebild, mit dem sein Vater spielete, den Enkeln einst Vergnügen machen würde. Und darum stand es auf dem schwarzen Schranke, gleich wie ein Heiligthum. Allein mein Karlchen dachte gar nicht so; er ärgerte sich über diesen plumpen Löwen, so oft er ihn erblickte.

In Bertuchs Bilderbuche hatte er den Löwen hingemahlt gesehen. Da sahe er ganz an-

ders aus! Der Leib lief dünner zu; die Füße waren nicht, wie bei dem Elephanten, dicke Säulen; der Schwanz war auch nicht wie ein Wallfischschwanz, viel weniger wie Rothstift war die Farbe. Ja, auf den gelben Pfennigen, mit denen man beim Spiele oft bezahlet, war auch der Löwe besser dargestellet.

Da stach der Kitzel unsern Knaben,
des Löwen Hinterleib ein wenig dünn zu schaben,
Der Mähne Har noch feiner auszugraben,
Der Füße Fleisch beträchtlich zu beschneiden,
und in ein gelbes Fell das ganze Thier zu kleiden.

Hoch unterm Dache nahm er nun die ungeheißne Arbeit vor, und schabte, schabte, bis der Löwe, knick! zerbrach.

Ihr Kinder, laßt euch nicht verleiten,
zu tadeln das, was nie ein Kind angeht,
vielweniger an so ein Werk zu schreiten,
von dem ihr wenig oder nichts versteht:
sonst werdet ihr, gleich jenem Knaben,
Verdruß und Schaden haben!

9.

Der Nelkenstock.

An der Treppe stand ein Weib, rief aus vollem Halse: He da, kaufen Sie mir ab! He, die Gärtnerinn ist da!

Diese Stimme hört die Mutter in der nahen Kinderstube, spricht zu Röschen: lauf, mein Kind! frage doch die Gärtnerinn, ob sie frischen Blumenkohl und auch Gurken bei sich habe?

Röschen, ein sehr liebes Kind,
leget gleich das Büchlein nieder,
welches Fabeln, schöne Lieder
in sich faßt, und läuft geschwind
durch die Thür, ihr folget schnell
Springinsfeld, der muntre Hund,
klaffet draußen stark und hell,
daß er thu' die Fremde kund.

Unser Röschen war nicht gut nach dem Tode auszusenden; denn sie kam recht bald zurück, schlich zur lieben Mutter hin, die am kleinen Tische saß, welcher Zwirn und Wachs und Schere, aber

selten Speisen träget — und fing an ganz heimlich so zu bitten: schönstes, bestes Mütterchen, kaufe mir doch einen Nelkenstock! Keinen Blumenkohl und keine Gurken hat die Gärtnerinn, doch schöne Blumen, allerliebste Nelkenstöcke. Als sie dieß gesprochen hatte, hüpfte sie vor Freuden hoch, streichelte der Mutter Arm, legte sich zuletzt auf ihren Schoß, blickte auf zu ihr mit schmeichelhaften Augen.

Ach, du läßt die Blumen nur verwelken! sprach die Mutter.

Liebe Mutter, nein! ich will sie alle Morgen, wenn ich aufgestanden bin, begießen, Mittags aus der Sonne setzen, und des Abends vor das Fenster wieder, war des lieben Mädchens Antwort.

Nun, ich will's versuchen! sprach die Mutter. Und sie legte auf den Tisch den Zwickel, den sie in das feine Oberhemd ihres Mannes eben nähen wollte, hob die Füße von der buntgenähten Hitsche, stand dann auf, und ging hinaus zur Gärtnerinn. Röschen blieb auch nicht im Zimmer; freundlich sprang sie vor

der Mutter her, daß die blonden Hare sich vom Nacken hoben, in der Luft sich ringelten.

Die Gärtnerinn bot ihre Nelken gar zu theuer:
zwölf Groschen wollte sie für einen Mohrenkopf,
und einen andern Blumentopf.
Da sprach die Mutter: „nein, das ist ja ungeheuer,
was Sie, Frau Gärtnerinn, begehrt.
Vier Groschen kaum ist so ein Nelkchen werth.
Sechs Groschen will ich höchstens geben!"
Das ist zu wenig! spricht die Gärtnerinn.
Man lebet ja, und läßt auch leben.
Doch sehen Sie, daß ich sehr billig bin:
Zwei Groschen wenden Sie noch an!
Ich schwör' es zu, daß ich nicht anders kann.

Die Mutter schüttelt mit dem Kopfe, dann
läßt sie die Gärtnerinn mit ihren Blumen gehen.

Und Röschen wird betrübt; die hellen Thrä-
nen stehen
in ihren Augen. Jede Freude
ist nun dahin, mit aller Augenweide.

Doch sieh'! die Gärtnerinn kommt wieder. „Nun nehmen Sie den Topf nur für das Geld!" ruft sie zur Thür herein. „Weil es das Handgeld ist, will ich in einen sauern Apfel beißen!"

Schnell trocknete das Thränchen ab, wer? — möget ihr mir sagen. Ja, ja! ihr waret aufmerksam; ihr wißt es, wie ich höre.

Das Mädchen nahm den Nelkenstock, und trug ihn schnell in ihre Kammer. Hier pflegte sie ihn fast mit Aelternsorge.

Kaum ist einmal herumgestrickt,
so springt mein Röschen auf, und blickt
nach ihren schönen Blumen hin.
Das war nun freilich kein Gewinn
für ihren Strumpf! Doch, liebe Leute,
der andre Tag ist nicht wie heute!
Was wettet ihr? sie läßt die Nelken,
noch eh' der Sonntag kommt, verwelken!

Allein auf Wetten darfst du ja nichts borgen:
der Ausgang bleibet zweifelhaft.
Mein Röschen ist am andern Morgen
kaum aufgestanden, nun so schafft
sie Wasser schon so schnell herbei,
als ihr kaum zählet eins, zwei, drei,
und eilet zu den Mohrenköpfen,
um gleich die frische Morgenluft,
vermischet mit der Nelken Duft,
recht wohlbehaglich einzuschöpfen.

Sie nimmt die Kanne dann, und gießt
den Topf so voll mit einem Male,
daß plötzlich in der Unterschale
das Wasser lachend überfließt.

Nach einer halben Stunde sahe sie schon wieder nach den Blumen, befühlete das Erdreich, ob es naß noch wäre, und hätte gern gesehen, daß sie es vor Trockenheit zu Staube malmen könnte, damit sie wieder gießen müßte. Als nun die Sonne höher stieg, dann setzte sie den Nelkenstock aufs innre Fensterbret, wo Schatten war. So pflegte sie die Blumen jeden Morgen.

Schon war der Tag, den man in allen
Wochen
nur Abend nennet, angebrochen,
als Röschen noch im weichen Bette schlief,
recht süß noch träumete, und tief
den Athem schöpfte. Da erschallt
ein Lärmen unter ihr, und mit Gewalt
wird bald des Hauses Thor zurückgeschlagen.
Es rasselt nun ein schwerer Wagen
ins Haus, und rollet hohl und dumpf,
daß Röschens Bettgestell erzittert,
nicht anders, als ob's draußen wittert.

Da springt das Mädchen auf, ergreift
den Strumpf,
wirft schnell sich in das Morgenkleid,
kuckt aus der Thür, und fragt: was giebt
es denn?

Da kommt die Mutter, giebt ihr den
Bescheid:
der Vetter Schmalz aus Wiedinwenn
ist in dem Wagen angekommen,
und hat die Kinderchen auch mit zu uns
genommen.

Nun eile nur, und mach' dich fertig!
Denn wenn dich Vetter Schmalz nicht in der Stube sieht:
so sei nur immerhin gewärtig,
daß er mit Feldmusik in deine Kammer zieht,
dich necket, foppet und belacht,
und dann vor Schande blutroth macht.

Gleich komme ich, mein Mütterchen, gleich, gleich! sprach Röschen, aber meine Nelken muß ich erst begießen. — Da sieht das liebe Kind, wie sorgsam es für seine Nelken ist! Nun wette ich, ihr hättet dieses nicht gethan, wenn ihr an Röschens Stelle jetzt gewesen wäret.

„Ein Blümchen ist ein kleines Ding; doch wer für Kleinigkeiten sorget, der wird das große nicht vergessen," sprach jetzt entzückt die Mutter. „Wenn wieder der Soldat vor unsere Hausthür kommt, und Vögel in den schönen Käfichen zum Kaufe uns anbietet, will ich dir einen Zeisig kaufen, der in dem Wägelchen das Futter selbst zu seinem Bauer ziehet; du wirst ihn nicht verhungern lassen!"

10.

Die Weihnachtsstolle.

Ihr Kinder alle, wie ihr seid,
empfindet wohl kein Herzeleid!
wenn überzuckert s[illegible] der Wald,
und Mama sprich[illegible] kommt nun bald
das allerschönste W[illegible]tsfest,
an dem der liebe heil'ge Christ
dem Kinde, das recht artig ist,
den Tannenbaum bescheeren läßt,
an dem die rothen Aepfel hangen,
und gold'ge, welsche Nüsse prangen.

Ja, ja! an dieses angenehme Fest erinnerten sich auch neun Kinder stets mit Freude. Besonders dachten sie recht oft an jene Stollen *), die

*) Eine Art Backwerk aus Mehle, Milch, Hefen, Butter, Eiern, Rosinen, Mandeln, Zucker und anderem Gewürze. Es hat die Gestalt eines Brotes, nur daß in der Mitte des Rückens der Teig über einander geschlagen ist. Man nennet es auch Christstolle, Christwecken, und wenn es aus drei Theilen geflochten ist, Christzopf. Wahrscheinlich sollte die Stolle der Gestalt eines Wickelkinde (des Christuskindes) gleich kommen.

zu dem Feste ihre Mutter buk. Das war ein Jubel schon den Tag vorher! Eins half das Mehl mit sieben; das zweite brühte süße Mandeln ab; zwei andere ließen sie aus ihrem aufgeweichten Kleide in kaltes Wasser springen, mitunter eine in den Mund. Das fünfte hackte sie im hölzernen Gefäße klein, und ließ sich von den Mandeln selbst das Arbeitslohn bezahlen. Die andern lasen dort Rosinen, zuerst die großen, dann die kleinen. Doch ihre Mutter mußte öfter rufen: „ihr Kinder, nascht nur nicht! Es kommen so nicht viel Rosinen in die Stollen. Ja, wenn sie noch so wohlfeil wären, wie sonst vor zwanzig Jahren!" Noch wurde Zitronat geschnitten, und Zimmt gestoßen in dem Mörser.

Als nun am andern Tage der Teig geknetet war, und die Rosinen in ihm hingen wie die schwarzen Fliegen: so theilte ihn die Mutter ab nach seiner Güte, und sendete ihn zu dem Bäcker. Dann ging sie selbst auch nach, und ließ die Stollen treiben, wie es ihr beliebte. „Von diesem Teige," sprach sie zu dem Bäcker, „will ich zwei [illegible]en sehen, für meinen Mann und mich; von

diesem drei, für den Besuch der Gäste, von diesem wirken Sie neun Stollen aus, so viel ich Kinder habe. Vier müssen ganz von einer Größe sein: sonst giebt es Streit und Zank. Die andern fünf sind meiner Kleinen Theil, da kann die eine kleiner werden als die andere. Für das Gesinde machen Sie aus diesem Teige hier zwei große Stollen.

Der Bäcker wirkte nun den Teig aus, wie die Mutter ihm befohlen hatte, und diese nahm noch im geheimen mit einer Stolle etwas vor, das wir jetzt auch nicht wissen sollen.

Schon hatte sich hoch der Teig gehoben
durch der gährenden Hefen Trieb;
schon war er in den Ofen geschoben,
indeß die Mutter den Zucker rieb,
ihn auf die fertigen Stollen zu streuen.
Schon bräunete sich im Ofen gelinde
der Stollen zarte, buttrige Rinde.
Da zog sie hervor, da schob sie vom neuen
der Bäcker in Ofens Rachen ein,
un[illegible] sprach: Madamchen, Sie sollen sich freuen,
bal[illegible] werden die Stollen gerathen sein!

Mamachen freuete sich wirklich, als die Stollen aus dem Ofen gebracht wurden: sie waren hoch aufgegangen, und inwendig locker wie Wolle. Ja, als sie die Köchinn nach Hause trug, konnte man ihren Wohlgeruch in der ganzen Straße genießen.

Aber wie freueten sich erst die Kinder, als die Köchinn unten an der Treppe rief: Mamselchen, bringen Sie den Gewölbschlüssel und ein Licht herunter, die Stollen sind da!

Da entstand ein Laufen und ein Rufen unter den Kindern. Eins schrie nach Lichte, das andere nach dem Schlüssel, das dritte nach den St bis endlich der eiserne Thürschließer herbeikam, und die schwere Gewölbthür knarrte.

Die Köchinn ging, und kam wieder, bis alle Stollen auf einer schwebenden Leiter lagen, und Mamachen selbst in das Gewölbe trat.

Unterdeß hatten die Kinder, besonders die halberwachsenen drei Knaben, die Größe der Stollen berechnet, und sich geängstiget, da sie vielleicht die Stolle bekommen würden, lche ein Loth leichter war, als die übrigen. lber sie

geriethen

geriethen in Verlegenheit, als nur vier große Stollen da lagen, und die fünfte nicht kommen wollte.

„Sind wir fünf Kinder doch so ziemlich von einer Größe, sagte Martin, welcher das fünfte Kind war. Warum sind denn vier große Stollen nur da? Ja, ja, die Schwestern bekommen die großen, und ich werde mit meinem kleinen Dreierbrote abziehen müssen.” So nennete er die übrigen kleinen Stollen.

Wir kommen immer zu kurz, sprach der ältere Bruder Moritz. Die Mädchen haben immer etwas voraus.

Da trat die Mutter zu den Kindern, und sprach: „der Bäcker hat vier Stollen nur größer als die übrigen gebacken, da ihr doch fünf Geschwister seid, die immer gleiche Theile haben wollen. Eins muß sich nun mit einer kleinen Stolle begnügen. Ich werde sehen, wer sich freiwillig dazu verstehet.”

Die Schwester Gustel kann ihn nehmen, sprach Moritz halblaut. Sie hält sich an den

andern Stollen schadlos, weil sie den Schlüssel zum Gewölbe in der Tasche führt. Das können wir nicht!

Liebe Mutter, sprach Malchen, laß die Brüder erst die Stollen wählen, und was dann übrig bleibt, das wird wohl Schwester Gustel nehmen. Ich bin zufrieden mit der kleinsten Stolle.

Gut, sprach die Mutter, hier, mein Malchen, ist diese kleine Stolle; die nimm! Sie wird dir auch genug sein, weil du genügsam bist.

Jetzt wähleten die Knaben, und ängstigten sich recht. Hier diese Stolle war viel länger als die andere, doch ging ihr vieles von der Breite ab; die dritte war noch breiter als die zweite, doch fehlte ihr die Höhe ganz. Ja, welche sollte nun der erste Knabe wählen? Drum sprech' ich doch, der letzte hat's am besten; er darf sich da nicht lange quälen, und kann nur nehmen, was ihm übrig bleibt.

Nun endlich sind die Stollen doch gewählet, ein jeder Knabe hält die seinige im Arme, und wieget sie bisweilen auf der Hand; allein er mißt

mit Augen voll von Gier der andern Stollen immer noch.

Das holde Kleeblatt spricht zusammen: ei, du bist besser weggekommen! — Was, ich? Du hast die größeste! — Nun gut, wir wollen tauschen; gieb mir deine! — Nun meinetwegen, gieb sie her! — Doch jeder blieb bei seiner Stolle, als es zum Tauschen ernstlich kam.

Die Stollen wurden nun den andern Morgen angeschnitten. Sie schmeckten gut, und darum mußten sie das Messer immer fühlen, so daß am letzten Weihnachtsfeiertage ihr letztes Stückchen in den Magen wanderte. Malchen aber hatte das Sprichwort: auf einmal alles gegessen, das andere Mal mit leerem Munde da gesessen, recht wohl gemerket. Sie theilte ihre kleine Stolle ein, daß sie am neuen Jahre noch das Ende speisen konnte. Mit Sehnsucht sahen dann die Brüder zu.

Doch welcher bitt're Neid entstand,
sogar, daß Thränen in die Augen traten,
als Malchen in der Stolle fand —

nun was? — den glänzendsten Dukaten,
in Holland ausgeprägt, mit unbeschnittnem
Rand.

„Nimm, sprach die Mutter, er ist dein!
Ich selbst, mein Malchen, buk ihn ein.
Genügsamkeit verdient belohnt zu sein!"

Da ärgerten sich ihre Brüder, daß sie die kleine Stolle nicht gewählet hatten, und sprachen einmüthig: wer das gewußt hätte!

11.

Die Sparbüchse.

Der alte, gute Hauptmann Bonus besuchte einst zur Zeit, als schon die Pflaumen sich mit blauem Hauche schminkten, den Vater Theodors. Der Knabe saß im Zimmer dort auf einem sonderbaren Dinge. Halb war's ein Thier, das die Husaren nicht entbehren können, halb war's

ein Bettgestell, in das die Amme ihren Säugling legt, um ihn bei Trällern und bei Singen bald in den Schlaf zu bringen. Der Hauptmann Bonus ist ein Kinderfreund; darum ging er auch gleich zu Theodorn, und hob ihn in die Höhe von dem Wiegenpferde. Dann trug er ihn auf seiner Schulter in der Stube rings herum, und ließ ihn aus des Fensters obern Flügel sehen, die weißen Pfeifen auf dem Ofen zählen, und eine ausgestopfte Eule auf seines Vaters Schreibeschranke streicheln.

Der kleine Theodor war gleich vertraulich mit dem lieben Manne, und ging, als er herabgelassen war, nicht von des Fremden Schoße. Dann zog er aus der Tasche einen Groschen, und sprach zu jenem: sieh doch, lieber, das Geld hab' ich vom Frühstück mir erspāret!

Was willst du denn mit diesem Gelde machen? fragte nun der Hauptmann.

Das stecke ich in meine Sparbüchse, antwortete der kleine Theodor. O, ich habe schon einen Thaler darin.

Ei, was du sagst! Du hast schon einen Thaler! rief der Hauptmann.

Ach, das ist noch nicht alles, erwiederte der Kleine. Noch vierzig, funfzig Groschen hab' ich in der schönen Büchse.

Ach, sprach der Hauptmann, lieber Theodor, du könntest mir dein Geld auf wenig Tage leihen. Ich bin ein armer Mann, und habe heute keinen Bissen noch gegessen. Mich hungert gar zu sehr!

Ist's wahr, bist du ein armer Mann? entgegnete der Knabe.

Du kannst mir's glauben! sprach der Hauptmann.

Schnell eilte Theodor zur Mutter hin, und sprach: o, beste Mutter, darf ich wohl dem Manne meine Sparbüchse geben? Ihn hungert gar zu sehr; er hat noch keinen Bissen heute in den Mund gesteckt. Darf ich, mein bestes Mütterchen?

Die Mutter freuete sich herzlich über diese Rede,

und ging zum Schranke, nahm heraus die gelbe Büchse mit dem feinen Schlosse, und gab sie Theodorn, nebst einem Dinge, das den Weg zum Gelde öffnen kann.

Der Knabe schüttelte die Büchse, daß
das Geld erklang,
nahm sie dann untern Arm, und sprang
zum Hauptmann hin, und nickte
ihm freundlich zu, und blickte
so liebevoll ihn an,
daß unser Biedermann
den Thränen ließ den freien Lauf.

Und Theodor schloß schnell die Büchse auf,
und schüttete das Geld in jenes hohle Hand.
Der gute Bonus sprach: ein Pfand
will ich dir für das Geld nun geben.

In meinem Garten steht ein Baum
voll Pflaumen, daß die Aeste kaum
sie tragen können. Und nun schlage
du alle Tage
mit langen Stäben

die Pflaumen ab, *) so viel du willst,
bis du die Lust zum Speisen stillst.

Das Geld nahm er dann mit, und brachte es den andern Tag verdoppelt wieder.

Mit dem Armen
habe auch das Kind Erbarmen.

12.

Die Bude.

An der Michaeliskirche in Bernewitz stehet ein breterner Kaufmannsladen, in dem ein kleiner Handelsmann sein Krämchen ausgeleget hat:

Werkzeuge zum Speisen,
Faden aus Eisen,
hölzerne Gliederpuppen,
Scheren, welche die Schnuppen

---

*) Warum sollte er die Pflaumen abschlagen, und nicht abschütteln?

am Lichte verschlingen,
Stöcke mit Knöpfen und Zwingen,
Kämme aus Elfenbein,
weit und eng, groß und klein,
Klingeln und Schnallen
aus gemischten Metallen,
gebogene Eisen zum Brummen,
pohlnische Hummeln zum Summen,
Tafeln aus Steinen,
mit hölzernem Rande,
Brieftaschen im feinen
Maroquinbande,
Büchsen aus Leder
für Messer und Feder,
unechte Fingerringe,
Münzen aus Messinge,
und noch viele hundert Dinge.

Zu diesem Manne kam Eberhard. In seiner Hand hielt er zwei Groschen, um sich einen Bleistift zu kaufen. Der Glanz so vieler, schöner Dinge, die in der Bude prangten, war ihm angenehm. Rechts, links und vorwärts

sahe er sich um, dann hob er bald die Siegelackstange, bald jenes Brillenfutteral, bald dieses Petschaft auf. Geduldig sahe jener Mann dem Wesen zu, und meinete, der Knabe wollte etwas von den Dingen kaufen.

Jetzt fragte Eberhard:

was kostet dieser Tintenstecher?

Mann. Fünf Groschen!

Eberh. So! was dieser kleine Becher?

Mann. Zwölf Groschen bar!

Eberh. Ei, ei, zwölf Groschen gar?

Was kostet dieser Apfelbrecher?

Mann. Den kaufst du doch nicht. Einen Thaler!

Eberh. Mein Freund, ich bin ein guter Zahler!

Allein das Ding ist mir zu theuer.

Was kostet diese kleine Leier?

Mann. Nur einen Gulden!

Eberh. Ist nicht viel!

Was kostet dieses Ringelspiel?

Mann. Sechs Groschen!

Eberh. Nun das find' ich billig.

(Jetzt war der Mann schon nicht mehr willig, zu sprechen; Eberhard fuhr fort:)

Was kostet dieser Spiegel dort?

Mann. Neun Groschen!

Eberh. So, neun Groschen, hm!
was diese Sieglackstange?

Mann. Ach Junge, frag' mich nicht so lange!
du kaufst ja nichts, willst mich nur necken.
Marsch, fort mit dir! du wärst der Mann,
der alte Leute foppen kann.
Gleich packe dich, sonst greife ich zum Stecken!

Und damit faßte er beim Kragen den Knaben fest, und führte ihn schnell aus der Bude. Das brachte Eberharden große Schande. Die Straßenbuben sahen es, und folgten ihm bis zu des Vaters Hause nach.

Und wenn er sich nach vierzehn Tagen
vor ihnen noch erblicken ließ,
so sprachen sie: das ist der Knabe,

den Wernikohl aus seiner Bude stieß!
Und wenn er widersprach: so wollten sie
ihn schlagen.

Ihr Kinder! merket's euch, ermüdet die
Geduld
der andern nicht; sonst ist es eure Schuld,
wenn sie sich gegen euch sehr hart betragen.

II.

Erzählungen für Kinder

vom achten

bis

zum zwölften Jahre.

1.

Das neue Kleid.

Ulrike war ein recht artiges Mädchen, und wurde von allen im Hause sehr geliebet; aber (ihr wisset doch, was ein aber zu bedeuten hat?) — sie hatte eine üble Gewohnheit an sich, durch welche sie nicht allein sich selbst schadete, sondern auch der guten Mutter nicht selten beschwerlich wurde.

War irgend auf der kleinen Hand
ein rothes Pünktchen, so verschwand
der heit're Blick: denn sie empfand
den größten Schmerz, (so klagte sie),
und weinte still; doch endlich schrie
sie laut, als setzte an den Zahn
der Zahnarzt seinen Pelikan.

Und führete die Mutter gar
den weitgezahnten, feinen Kamm

durch ihrer Tochter blondes Har,
dann war sie ganz vom lieben Lamm
das Gegentheil. Sie zog den Nacken
zurück, als hätte Mops Tata ihr Kinn
mit Hundeeifer wollen packen.

Und zog ein einz'ges Härchen an,
ach, welche Klagen hörte man!
als hätte sich in seinen Sinn
der kleine Bruder kommen lassen,
die Locken grausam anzufassen.

Eben so ausgelassen war Ulrike in der Freude. Hatte sie von dem Herrn Pathen einige Bonbons, oder von dem Vater ein Büchelchen geschenkt bekommen,

je, so erhob sie ein Freudengeschrei,
wie Hühner nach ängstlich gelegetem Ei.
Sie hüpfte noch höher, als je auf dem Balle
ein flüchtiges Mädchen beim Walzer sich hebt,
vom Takte der rauschenden Töne durchbebt.
Doch büßte sie öfter mit schädlichem Falle
den ausgelassnen, verwilderten Muth,
ja, ihrem Näschen entrann oft das Blut.

Allein

Allein dieses besserte das Mädchen nicht. Aber heute hat sie es ärger noch empfunden. Ihr sollt es hören, merket auf!

Ein guter Mann in einer Stutzperücke, ohne dessen Hilfe wir Kattun und Tuch, Manchester, Casimir und Sammet so um uns schlagen müßten, wie die Neuseeländer ihren Grasmantel, — dieser Mann also kam gestern in das Haus, und trug ein Päckchen unterm Arme, das ein grünes, großes Tuch zur Außenseite hatte.

Aus diesem Tuche brachte er ein neumodisches, kattunenes Kleid zum Vorscheine, welches die liebe Mutter für die kleine Ulrike heimlich bestellet hatte. Das Mädchen zog das Kleidchen an, und sprang vor Freude dann so ausgelassen in der Stube umher, daß sich Herr Mops zuletzt über ihre Sprünge ärgerte, und nicht unterließ, sie mürrisch anzubellen. Das war aber Wasser auf Ulrikens Mühle. Sie sprang nun desto mehr bald hier, bald dorthin, und sahe auf das Hündchen, welches sie, kliff, klaff! verfolgete.

Aber hier stand ein unverständiges Ding in dem Wege, das auch nicht einen Zoll zur Seite wich. Es war die Wiege mit den Bogenfüßen.

Da hörte man gar bald: ritz, ritz!
Es zeigte sich ein großer Schlitz
im neuen, schönen Kleide.
Durchrissen war die Freude!

Wie mag sich Ulrike beim Klagen angestellet haben?

2.

Die Schaukel.

Hinter meines Vaters Garten ist ein grüner Rasenplatz, sprach zu Eduarden Friedrich, unsers Nachbars kleiner Sohn. Auf dem Platze stehen Weiden, haben lange, zähe Aeste; laß uns eine Schaukel machen! Schaden können wir nicht leiden: denn die Aeste brechen nicht.

Das wird eine Fürstenlust, sprach das Freundchen Eduard. Heute ist zumal nicht Schule. Ach, wie wollen wir uns freuen; wollen recht das Kalb austreiben!

Juch heisa vivat didelum dei!
ertönt aus dem Munde der Knaben,
und Friedrich rufet die Schwestern herbei,
die emsig ein Beetchen umgraben
(im eigenen Gärtchen), dem hüpfenden Raben
in frischer Erde viel Würmer zu suchen.
Ihr könnet leicht denken, wie lieb sie ihn haben:
ihm ist schon gelöset des Züngeleins Band,
er lernet grüßen und schimpfen und fluchen,
und naschet halb schüchtern aus niedlicher Hand,
wenn Schnittchen vom Braten, dem Munde
entwendet,
am Tische die eine der Töchter ihm spendet.

Als die Schwestern, Henriettchen und Taminchen, ihres Bruders Stimme hörten, warfen sie das Grabscheit nieder, und enteilten mit dem Topfe voll von fetten Regenwürmern jenem großen langen Gange, der, bestreut mit gelbem Sande, durch des Gartens Mitte geht.

Friedrich, glücklicher als Kaiser auf dem goldnen, hohen Throne, hüpfte ihnen schon entgegen bis zum großen Stachelstrauche, der die schönen Blumen bringet, die man mit den

holden Bäckchen unserer Schwestern oft verɩ gleichet.

„Schwesterchen, was meint ihr! rief er: wollet ihr euch schaukeln lassen? Ich und Eduard, wir wollen Zweige von den Weiden ziehen, und die grüɩ nen, zähen Spitzen fest in einen Knoten knüpfen."

Nicht zwei Mal ließen sich die Schwestern bitten.
Wer wollte sich auch nicht der schönen Schauɩ
kel freuen!
Sie warfen sich das Halstuch um vom neuen,
und fesselten die losen Hare mitten
auf ihrem Scheitel mit des Kammes Zähnen;
sie putzten sich noch mehr. — Doch daß
nicht alle gähnen,
die dieses lesen, will ich davon schweigen,
und lieber gleich die Schaukel zeigen,
geflochten aus der Weide grünen Zweigen.
Allein — wir bleiben noch bei Henrietten
und bei Taminchen in dem Garten stehen,
wohin sie wohl den Topf mit Regenwürɩ
mern betten,
das müssen wir, bei meiner Treue! sehen.
Sie setzten ihn behutsam in dem Grase

dort nieder, und, damit kein Wurm entspringe,
bedeckten sie ihn noch mit einem Dinge,
das wirklich kein Gesicht, und dennoch eine Nase,
fein lang und derb und zugespitzt,
jedoch aus Fleische nicht, besitzt,
und das der Mensch, weil es ihm nützt,
ihn vor dem Tropfenbad der Wolken schützt,
an seinem Giebel mit der Nas' aufhängt,
und, wie die Häringe in Tonnen,
viel tausend Stück zusammendrängt.

So war des Raben Festgericht gut aufgehoben. Die Mädchen sprangen leichtfüßig, wie die muntern Rehe, dem Bruder nach, der schon vorausgegangen war, und zwei bequeme Weiden suchte. Dort standen auch zwei solche Bäume, die sich Nachbarsleute nenneten, und Tag und Nacht wohl tausend Mal einander freundlich zunickten. Rasch erstieg Eduard den einen Baum, hing sich an einen Zweig, und wippte sich herunter zu der Erde.

Auch Friedrich war mit einem kleinen Schaden am rechten Knie der Nankinhose hinaufgestiegen auf den dicken Kopf der andern Weide,

und wollte an dem stärksten Zweige sich herunterschwingen, allein er gelangte leider zuerst mit dem Rücken und dem züchtigen Theile, welcher das Zählbret der Ruthe ist, auf dem Erdboden an, und — der Zweig blieb oben; denn Friedrich hatte ihn nicht fest gehalten.

Da halte diesen Zweig, sprach Eduard, daß er nicht wieder in die Höhe schnellt; ich will schon deinen Zweig herunterbringen, und nicht wie du, mein Fritzchen, eine Lerche schießen *).

Und wie den Baum erklettert das Kätzchen
mit Hilfe der scharfen Krallen im Tätzchen,
so schnell war der Knabe die Weide hinan.
Und solltet ihr wohl zu wissen verlangen,
wie Eduard dieses hat angefangen,
so dienet zur Antwort: ich selber kann
euch dieses nicht sagen, denn wie der Wind
die Kirschklapper treibet, ja, ganz so geschwind
war von dem Knaben das Klettern geschehen,
man konnte in Wahrheit die Füße nicht sehen.
Wer denket nicht gleich, daß Fritz ihn beneide!

*) Ein provinzieller, bildlicher Ausdruck statt hinfallen.

Und als er zwischen den Aesten der Weide
mit eingeklemmeten Füßen stand,
ergriff er fest den Zweig mit der Hand,
und wippte hinunter mit kräftigem Schwunge.
Da baumelt' er hoch, wie die eherne Zunge
in unsern geläuteten Klocken, und flog
bald hierhin, bald dorthin, bis Jettchen den Zweig
mit Seufzen und Krächzen zur Erde zog.

Jetzt banden sie die Spitzen der Zweige, die biegsam waren, wie die Kinder sein sollen, in einen Knoten. Dieser fiel freilich etwas größer aus, als der Knoten in einem Faden, den ohne Rad und Spindel ein nackter Wurm gesponnen hat, um aus demselben sich ein Auferstehungshäuschen zu verfertigen.

Der Knoten war so groß, daß er als Sessel dienen konnte, und Eduard war für des Freundes Schwestern so besorgt, daß er noch von dem Weidenbaume vier lange, schwache Ruthen schnitt, und sie zur Lehne an die Schaukel flocht.

Galant muß auch der Knabe sein,
die Schwestern auch als Mädchen ehren!

Zuerst setzt sich Taminchen in die Schaukel ein,
dann soll sie Jettchen auch beschweren.
Und dieß geschiehet nach dem Wunsch der Knaben,
die außerdem beschlossen haben,
die Schwestern vier und zwanzig Mal zu wiegen,
selbst aber achtzehn Mal nur durch die Luft zu fliegen.
Und so verschaukeln sie die Zeit
in Unschuld, ohne Zank und Streit.
Und ist erfüllt des einen Zahl,
dann läßt er seinen Platz dem andern,
das durch die Luft nur so viel Mal,
als das Gesetz bestimmt, kann wandern.
Doch kaum ist es sich recht bewußt,
wie schön es ist, bald hin, bald her zu schwanken,
so setzet schon der kurzen Lust
die abgelaufne Zahl — bald wieder Schranken.

Indem die Kinder sich vergnügen, geht Theodor, der Bruder Friedrichs auch vorüber. Der

Knabe will nicht mehr sich Knabe nennen lassen: er ist schon Tertianer auf der hohen Schule, liest in lateinschen Büchern, weiß, wie sich die griechschen Knaben vor mehr als tausend Jahren balgten, weiß, wie die Hebräer einst ihr A, B, C, benenneten, er weiß sogar, daß sie von hinten an die Bibel lasen; — und darum ist er eingebildet, mag gern den Informator spielen, und den Geschwistern jedes Kinderspiel verderben.

Der Bruder Friedrich saß so eben auf der Schaukel, er rief herab: noch höher, Eduard, noch höher! und brachte sich selbst mit in Schwung, als Theodor mit finstrer Miene herbeitrat, und ihm zurief: Fritz, was fängst du wieder an! Den Hals willst du wohl auf der Schaukel brechen? Wenn nun die Zweige an den Bäumen reißen! Schon knistert, knackst und pfeift es dort. Gleich steig herab, du weißt es, sonst! . . .

„Wenn diese Schaukel reißt, dann kostet's meinen Hals, Herr Bruder! Er will nur immer uns befehlen, und eine hohe, strenge Miene,

wie unser bärtger Stutzbock machen," spricht Eduard, und rufet: „höher noch!"

Taminchen zischet unterdeß den strenggesinnten Bruder aus. Das war nicht recht von beiden!

Darob ergrimmet Theodor;
des Wirbels Har hebt sich empor,
die Wangen färben dunkler sich,
die Augen rollen fürchterlich,
gewaltsam zucken alle Glieder,
und schnaubend kehrt der Athem wieder,
die Lippen zittern, plötzlich schwillt
der Puls, und aus dem Munde quillt
des wilden Grimmes giftger Schaum;
ja, so ergrimmt der Tiger kaum!

„Wie! ruft er aus, ihr wollt noch spotten? Das soll euch angestrichen werden! Gleich will ich zu dem Vater gehen, und alles harklein ihm erzählen: daß ihr die Weiden ruiniret, die Kleider euch vom Leibe reißet, und euern Bruder noch verhöhnet, auch euern Hals leicht brechen könnet; um den es zwar nicht Schade ist!"

So ging er fort, ging in den Garten, und schien dem Hause zuzueilen. Allein er steckt sich

ins Gebüsch, will lauschen, ob die Kinder wohl sich vor der strengen Miene fürchten.

Die armen Kinder sind verlegen. „Der Bruder wird uns nun verklatschen, und bei dem Vater recht anschwärzen, sagt Jettchen ängstlich. Hättest du ihn nur nicht einen Bock genennet, Fritz!"

Ich habe ihn mit unserm Bocke nur verglichen, antwortete der kleine Friedrich. Wir müssen's uns gefallen lassen, wenn Vater uns heut in die Kammer sperrt.

„Und nichts zu essen giebt!" sprach Henriette weinerlich.

Wir müssen's wohl dem Bruder noch abbitten, sprach jetzt Taminchen. Ach, das wäre schrecklich! Doch laßt uns gleich nach Hause gehen. Wenn Vater bei der Schaukel uns noch findet, so setzt es lieber gar noch Schläge.

Mein Fritzchen rutschte von der Schaukel, und rieb den Sitz der Hosen ab. Ganz kleinlaut sahe er, mit halbverdrehtem Oberleibe, auf jene grüne Streifen, die von dem Safte der zerquetschten Blätter sich auf den gelben Stoff

der Hosen hingemahlet hatten. So hatte doch der Bruder Theodor ganz Recht gehabt.

Der Schwestern Kleider sind auch übel
zugerichtet,
der Falten schöne Lage ist vernichtet,
der weiße Grund ist grün gefärbet von den
Blättern;
auch an des Bruders Knie ist durch das
Klettern
ein Fensterchen gebauet,
aus dem der Leineweber schauet.'

Kleinmüthig schlichen die Geschwister nach Hause, und rieben von den Händen den ankledenden Weidensaft. Den Topf mit Regenwürmern hatten sie vergessen, und — werden sie ins Kämmerchen gesperrt — so hat der Rabe heute nichts zu essen.

Auch Eduard, der Nachbarssohn, ging in des Vaters Garten, und kuckte durch die Hecke, um noch einmal die traurigen Gespielen zu sehen. Da erblickte er den lauschenden Theodor. Jetzt fiel's ihm, wie ein großer Berg, vom Herzen. Er glaubte Theodor habe nur gedrohet,

und erinnerte sich an seines Vaters Rede: die Hunde, welche bellen, beißen nicht! Er lachte heimlich den Bramarbas aus. Doch wollte er verstecken eben so spielen, wie dieser große Tertianer, und ihn in einem Busche nun belauschen.

Jetzt höret, was geschahe!

Sobald der Tertianer sahe,
daß die Geschwister in das Haus sich
trollten,
und die Gewichte an dem Hinterthor
in ihrem Globen niederrollten,
trat er aus dem Gebüsche vor,
und sprang zum großen Rasenplatze
mit manchem kinderhaften Satze.

Die Schaukel fiel ihm in die Augen; sie war so lockend für den Knaben,

daß er dem Netze nicht entging,
in dem sich mancher Tadler fing:
das, was er an den andern ungezogen fand,
das that er selbst, fing an zu schaukeln,
und in der Luft umher zu gaukeln,
und denket, Leserchen! er stand
zuletzt, anstatt zu sitzen in der Schaukel.

Doch schalkhaft sprang jetzt Eduard
aus seines Vaters Garten vor,
und rief: kann ich dir helfen, Theodor?
Der Tertianer blutroth ward
in dem verlegnen Angesicht,
als Eduard noch zu ihm spricht:
was du den andern untersagest,
das thue selbst auch nicht!

5.

Das Marktgeschenk.

Mathildens Mutter kam vom Markte, der noch ein Wörtchen vor sich hat, genommen von dreihundert fünf und sechzig Tagen, die wir mit einem Worte nennen, wie sechzig Stück der Handelsmann ein Schock zu nennen pflegt.

Elisabeth, die fleißge Stubenfegerinn, die mit dem hohen Borstenkopfe hinaustreibt alles, was im Zimmer ungeheißen spinnet, — Elisabeth, sag' ich, ging hinten nach der Mutter, und trug den weißen Korb, der seinen Bügel

tief ins weiche Fleisch des Armes drückte. Mathilde sahe jetzt die Mutter kommen, und sprang ihr froh entgegen, in Hoffnung ein Geschenk vom Markte zu erhalten. Es war ja so viel Mal herumgestricket, als ihr die Mutter aufgegeben hatte. Ein andres mochte freilich mitgeholfen haben: denn unser Töchterchen lag oft mit halbem Leibe aus dem Fenster. Doch weil's Mama nicht wissen soll: so dürfen wir es auch nicht wissen.

Mathilde machte der Mama ein wohlanständiges Knixchen, und würde vor dem Korbe drei Mal ihre Knie gebeuget haben, wenn sie ganz leise nur geahnet hätte, welch herrliches Geschenk im Korbe für sie läge. Elisabeth hielt aber fest den schöngeflochtnen Deckel zu, als ihn Mathilde schnell erheben wollte.

„Das Näschen werd' ich dir abreißen, wenn du's in jeden Kram willst stecken!" sprach sie mit solchem Zorne, daß sie kaum — das laute Lachen halten konnte, und dabei wollte sie die beiden mittlern Finger wie eine Brille auf Mathildens Näschen setzen.

Das Mädchen muß sich nun
wohl salben mit Geduld,
und wird der Deckel nicht geruhn,
sich plötzlich vor ihr aufzuthun:
so liegt die ganze Schuld
am Töchterchen allein;
neugierig soll kein Mädchen sein!

Elisabeth mußte also auf Befehl der Mutter den Korb im Zimmer uneröffnet niedersetzen, und lange sollte er noch wohlbelastet stehen bleiben.

Mathilde fing jetzt über ihr Geschick
zu weinen an, und sanft zu klagen,
und endlich, als der Jammerblick
die Mutter nicht mehr zu ertragen
vermochte, ließ sie rückwärts schlagen
den halben Deckel, nahm heraus
ein allerliebstes Taubenhaus
zum Spielwerk für die Schwester Minne,
und dann — ein Ding, wie eine Rinne
gestaltet, doch aus Pfefferkuchen.
Sie legte dieß Mathilden hin
als Marktgeschenk, um zu versuchen,
ob auch, zufrieden in dem Sinn,

das

das Töchterchen sich wird bequemen,
mit Dank die Röhre anzunehmen.
Glaubt ihr wohl, daß Mathilde spricht:
die Pfefferröhre mag ich nicht?
Beispiele solcher Art
wir schon in Menge haben
von Mädchen und von Knaben,
gleichviel, ob bäurisch oder zart,
klein oder groß sie waren.
Obgleich Mathilde sich gespitzt
auf etwas bessers hat: so blitzt
doch keine Thräne in den Augen,
vielweniger wühlt in den Haren
die kleine Hand; denn solche Kinder taugen
nicht so viel, als ein Pfifferling.

Als die Mama nun sahe, daß ihre Tochter sich wie alle Kinder, die zufrieden sind, betrug: so hob sie schnell des Deckels andre Hälfte auf, und brachte — welche Freude! soll ich's sagen? — und brachte einen schönen — — doch ihr sollt es rathen, was sie in ihrer Hand jetzt hielt!

Es war ein Ding (jetzt ist es veraltet),
von hinten wie ein Melone gestaltet,

von vorn wie ein schirmender Fächer gefaltet.
Von sauberem Strohe die Oberhaut
gewebet, und zierlich bebändert war,
wie bei der Hochzeit der Bauern die Braut
mit Kränzchen und Bändern läßt schmücken
das Har.
Das ganze sollte die Hälfte bedecken,
doch welche Hälfte? das sollt ihr mir sagen:
denn wisset, ich spiele so gern verstecken,
und weiß, daß Räthsel den Kindern von
allen
Geschichtchen und Liedern am meisten ge-
fallen,
wenn gleich die Köpfchen ein wenig sich
plagen.

Mathildens Freude ist ganz unbeschreiblich. Sie konnte kaum erwarten, daß die Mutter ihr den neuen Hut aufsetzte, ihn schief nach einem Ohre zog, die Schleifen unterm Kinne band, und noch die Lockenhare ordnete. Sobald die Mutter sprach: nun geh! trat sie auch gleich hin vor den Spiegel, und sahe rechts und links ihr Köpfchen an. Doch wenn sie nur von hin-

ten auch sich noch beschauen könnte! Elisabeth ist jetzt bei guter Laune; sie bringet einen Toilettenspiegel, und hält ihn übern Kopf Mathildens halb in schräger Richtung.

Da sahe jetzt das Mädchen sich verdoppelt, von hinten und von vorn, und freute sich der schönen Locken, die sie das erste Mal auf ihrem Rücken sanft hinunter wallen sahe.

Vom Spiegel sprang sie fort, und zeigte
sich dem Vater,
der seinem Söhnchen lehrte, daß der Bruder
frater,
die Schwester soror, und die Mutter mater
auf gut lateinisch heiße.
Papa bewunderte das schöngeputzte Kind
ganz nach der Väter Weise.
Dann flog Mathildchen wie der Wind
fort aus der Thür, sich neue Speise
zu suchen für die Eitelkeit.

Und aufgethan ist weit und breit
des Hauses großes Flügelthor.
Mathilde stellt sich hin, und spitzt das Ohr,
damit ihr ja kein Wort entgehe,

wenn jemand, der beim Nachbar stehe,
den Hut, das Band, das Lockenhar
bewundere.

„Potz tausend, ist es wahr,
bist du Mathildchen oder nicht?"
ruft mit so freundlichem Gesicht,
als sei das Lachen seine Pflicht,
der Nachbar. „Ja, in solchem Putze
hab' ich dich, Kind, noch nie gesehen!
Mir bleiben die Gedanken stehen,
und wie ein Ziegenböckchen stutze
ich alter Mann vor lauter Wunder."

Des Mädchens Ohr fing alles auf, wie
Zunder
begierig faßt des Stahles Funken.
Sie ist vor Freude wie betrunken,
legt lächelnd auf die Brust das Kinn,
und übers Kreuz die Füße, biegt
sich an die Wand zurück, und wiegt
das Köpfchen her und hin.

Dann sprang sie schnell, als ob sie schamroth wäre, ins Haus, and steckte sich hinter den hölzernen Rücken der riesengroßen Thür, legte

den Finger in ihren niedlichen Mund, und schielete mit kleinen, neugierigen Augen durch die Spalte bei den Angeln.

Das war nun gar nicht klug gehandelt:
denn plötzlich fuhr das Kind zusammen,
als ob ein Rachen voll von Flammen
sich vor ihr öffnete, und heiß
sich über sie ergöß der Schweiß.
Ein Spinnchen kam daher gewandelt
vorn auf des neuen Hutes Rande,
und hinten an dem rothen Bande
hing noch die feine Hangematte,
die sich die Künstlerinn im Winkel angewebet hatte.

Wie Mathilde sich gebehrdet haben mag, das können alle Leser wissen, die sich vor Spinnen wie vor Feuer fürchten.

Sie schrie aus vollem Halse, als ob ein bärtiger Kosak den Spieß durch ihren Leib gebohret hätte. Und um das garstge Thier vom Leibe los zu werden, warf sie — die Spinne nicht — sie warf den Hut vom Kopfe auf die Erde, und lief davon, Elisabethen schnell zu rufen. Dieß that sie auch

recht sehr vernehmlich, daß es die Leute auf der Straße hörten, und ängstlich sahe sie nach hinten, ob nicht die Spinne noch in ihren Haren hange, wohl gar ihr nachgeeilet komme.

Die Mutter, welche in der Küche in einer großen Kasserolle grünbraune Thiere hellroth färbte, erschrak, daß ihr die Glieder zitterten, als sie das Töchterchen schon auf der Treppe schreien hörte, und ließ die irdne Stürze fallen, die, plerr! in zwanzig Stücke brach.

Mathilde sprang mit rothgeweinten Augen und einer ängstlichen, erschreckten Miene in die Küche, schrie: hu, hu, eine Spinne, eine Spinne! und machte dadurch jeden glauben, daß eine Spinne an dem Kleide hange.

Elisabeth besahe nun das Mädchen rings herum, und fand das ungezogne Gästchen nicht. Doch als die Mutter sich vom Schrecken jetzt erhohlet hatte, befragte sie Mathilden um den Hut sehr hastig, als ob sie schon nichts gutes ahnete.

Da hörte sie bie schreckliche Geschichte,
und lief mit zürnendem Gesichte,
selbst aus der Küche auf des Hauses Flur.

Hier fand sie nicht die schwächste Spur
vom abgeworfnen, schönen Hute.
Ihr könnet denken, daß ihr wohl zu Muthe
dabei nicht war. Der Hut ist fort!
ein Dieb hat ihn entwendet,
die Stürze liegt zerbrochen dort,
und so hat sich der Freudentag geendet.

2. 4.

Die Tassen.

Als einst die Bürger in Zeisewitz mit Degen, Flinten und Tressenhüten, bei Herz und Fuß erhebender Musik, hinaus auf eine Wiese zogen, um einen Vogel abzuschießen,

zog ihnen Bernhard auch mit nach,
ein muntrer, allerliebster Junge,
der wenig dachte, vieles sprach,
und immerwährend auf dem Sprunge
mit seinen kleinen Füßen stand,
gleich wie mit seiner Zunge,
auch niemals müßig hielt die Hand.

Beim Zuge jener Vogelschützen
zu fehlen, war nicht seine Art.
Was war nicht alles da zu sehen!
Voran marschiren Grenadier, d. h. sie
gehen,
mit blumenreichen Bärenmützen.
Mit Wachse angeklebet sitzet
ein falscher, schwarzer Schnurrenbart
aus Bärenfelle überm Munde.
Auf der Patronentasche blitzet
auf rothem, sammtnen Grunde
ein Schild aus Silber, und zur Seite
dehnt sich ein Degen bis zur Erde,
der, daß er nicht gezogen werde,
den Träger nicht zum Mord verleite,
gerostet ist in seine Scheide
mit Spitze und der Zwillingsschneide.
Und mitten in dem Zuge schwenkt,
gleich einem muntern Gockelhahne,
der Fahnenjunker seine Fahne
von blauem Taffet, und vom Zahne
der Zeit verschont. Das Männchen denkt
sich hochgeehrt in seinem Wahne,

und thut sich auf den Tressenhut
(ein Mal im Jahre!) viel zu gut.

Darauf schließt an den Zug sich an
so mancher alte Bürgersmann
im blauen, rothen, braunen Rocke,
in Hosen, von dem Kalb' und Bocke
und von dem Hirsche einst geerbet,
so weich und zart wie Sammt gegerbet,
und lichtgelb oder schwarz gefärbet,
wie gelbe Erde und wie Tinte.

Der eine träget einen Spieß,
den einst der Feind im Stiche ließ,
der andre träget eine Flinte.

Der hält sie hoch, der hält sie tief,
der schnurgerade, jener schief;
der eine geht im weiten Schritt,
jedoch der rechte Nebenmann,
mit kurzem Fußwerk, kommt nicht mit,
und hält sich an dem ersten an.

Dem einen sitzt der neue Hut
sehr schief, als hätte ihn der Muth
so keck gerückt; allein, allein!
dieß that ein Gläschen Brantewein.

Ach wie vieles könnte ich euch noch erzählen! Von den beiden Zimmerleuten, die voran mit blanken Aexten zogen, auf welche sie eine Zitrone gespießet hatten; von dem pudelnärrischen Zieler, der, wie ein Läufer angekleidet, sehr lächerlich die Füße hob, und gräßlich das Gesicht verzóg, damit die Leute sich an ihm ergötzen möchten. Auch Bernhard drängte sich hin zu dem Zieler, und lachte mit, wenn alle lachten.

Als nun der Zug auf der großen Wiese ankam, und die Flinten ihren feurigen Odem ausstießen, da wußte Bernhard nicht, wohin er zuerst die Augen richten sollte.

Der Zieler hob den Vogel hoch empor, den seltensten im ganzen Vögelchor; er hatte Flügel und flog nicht fort, als ihm der Drechsler Gewalt anthat, und in dem Schnabel einen Ring, und auf dem Kopfe eine Krone, und in dem Rumpfe eine Fahne befestigte. Noch hielt er eine blaue Kugel mit goldnem Kreuze in der einen Klaue, und in der andern gar ein goldnes Zepter. Dieß war schon sehenswerth. Doch lichtweiß flatterten im Sonnenscheine dort sechs kleine

Zelte, in denen schöne Damen sich versammelt hatten.

Auch diese sahe Bernhard gern, damit er seiner Mutter viel vom Putze, von den langen Schleppen, und von den vielen goldnen Ketten, die Hals und Har umgaben, daheim erzählen könnte. Doch reizender, als alles andre, war das folgende.

Hier standen Buden mit schönen, weißen Tischtüchern bedecket,

und Kuchen waren zu verkaufen
verschiedner Art, der eine aufgelaufen
wie Blasen auf verbrannter Hand,
mit breitem, eingekerbten Rand,
ein andrer war
mit Mohnbrei überzogen,
ein dritter gar
(an Kirschen freilich arm)
von einem Wespenschwarm
so dicht umflogen,
daß man recht gern
auf einen Kern
zwölf Wespen rechnen konnte.
Auf einem Tischchen sonnte

ein Mann aus Weißensee *)
in langen Fläschchen Arzenei
für Kopf- und Magenweh,
und hatte bittre Tropfen
für Kolik, Herzensklopfen.
Er machte viel Geschrei,
und nahm
für seinen Kram
viel Silbervögel aus.

In einem andern Bretterhaus
hing viel Geräth aus Zinn und Blei,
und in der Bude nebenbei
stand viel Geschirr für Kaffee, Thee,
aus Steingut und aus Porzellan,
so blendend weiß, wie auf dem See
die weiße Brust am stolzen Schwan.

---

*) Die weißenseer Herumträger werden wohl die meisten meiner Leser kennen. Sie ziehen ja durchs ganze Land mit ihrer Arzenei, die sie in Schachteln und in einem Reffe auf dem Rücken tragen. Ihre allgemeine Tracht bestehet in einem hellblauen Rocke, einem spitzigen, dreieckigen Hute, und grauen, tuchenen Stiefeletten oder Halbkamaschen. Unter dem Knie sind die Strümpfe mit buntgewirkten Bändern gebunden.

Und laut hört man die Büdner schrein:
Zeichen herein, Zeichen herein!

Das waren Spielbuden, in denen es ehrlich zugehet. Jeder, wer Lust hatte, etwas zu verlieren oder zu gewinnen, bezahlte einen Sechser, dafür erhielt er ein blechernes Zeichen. Und waren so viele Sechser eingegangen, daß der Gewinn mit ihnen gut bezahlet wurde, so würfelte ein jeder, der sein Blech vorzeigte. Die höchste Zahl, die auf der obern Fläche dreier Würfel war, entschied, wer den Gewinn erhalten sollte.

Der kleine Bernhard hatte einen Groschen von seiner Mutter zum Vernaschen erhalten.

Die eine Hälfte theilt' er mit dem Magen,
die andere wollt' er in den Topf des Glückes tragen,
vertrauend auf des Glückes Huld.
Er löste sich ein Zeichen ein,
und wartete mit Ungeduld,
bis zu dem dritten Male
der Ruf erschallte: Zeichen 'rein!
Gewinnen konnt' er eine flache Zuckerschale
aus Porzellan mit Purpurkornährmahlerei,

in Gera fabriziret,
und nebenbei
mit goldnen Pünktchen ausgeschmückt.
Wenn's nun dem armen Schelm nicht glückt,
wenn er den Wurf verlieret:
so ist ein Sechserchen mit trocknem Mund
verzehret;
er kann zum zweiten Satz nichts aus der
Tasche bringen,
und so das Glück nicht zwingen.
Jetzt fängt das Spielen an! Von Furcht
beschweret
nimmt er den Würfel, kaum besiegen
kann er die Angst; des Pulses Schläge fliegen,
die Muskeln zittern mit den Flechsen;
er wirft, und stehet wie bethöret,
als nicht gleich alle Sechsen
hier aufgeworfen liegen.
Die Hoffnung des Gewinnes ist vorbei!
Man zählet sechs und vier und drei.
Doch wer nur vier wirft, hat zu hoffen:
ihm stehet noch die Aussicht offen,
die andern könnten allzumal

nur werfen eins in Drillingszahl.
Und Bernhard warf ja mehr als vier!

Auf jeden Wurf der Mitgenossen
des Spieles sah' er ernst, und stier,
und ängstlich hin; doch ganz verzagt,
wenn sie die Hand zum Wurfe schlossen,
stand er am Tische dort. Allein es klagt
ein jeder über Mißgeschick.
Noch schreit der Büdner: dreizehn lebt!
und endlich nah't der Augenblick,
daß bei dem letzten Wurf aus seinem Munde
schwebt:
dreizehn lebt!

So hatte Bernhard doch gewonnen,
so hatte doch das Glück
mit holdem Blick
ihn anzulächeln schon begonnen.

Dort auf dem Platze bleibet er nicht lange:
jetzt hatte nichts mehr Reiz für ihn;
der Vogel nicht, den auf die Stange
die Schützen in die Höhe ziehn;
nicht die Kanonen, die jetzt knallen;
nicht die Trompeten, die erschallen,

sobald ein Büchsenschuß, und dann
ein Span vom Vogel fällt;
der Kuckekasten nicht, den jetzt ein Mann
auf einen Feldstuhl niederstellt,
zu dem sich bald ein Haufen
von Kinderchen gesellt,
die rings umher zusammenlaufen.
Kurzum! der Knabe kann nicht weilen,
er muß nach Hause eilen.

Die Mutter freuete sich über Bernhards Glück, doch über seine Zuckerschale nicht, wie er es wohl gewünschet hatte.

„Ihr Kinder," sprach sie dann, „zertöpfert mir wohl Tassen, doch meine Zuckerschalen bleiben ganz. Im Oberstübchen stehen vier auf der Kommode, und alle so, wie diese hier, gerippt, mit Purpurkornährmahlerei und Golde."

Da fiel dem kleinen Bernhard bei, daß er auch eine Tasse hätte wählen können. Die waren allerliebst gemahlt, sprach er. Ein Rosenzweig umzog den ganzen Bauch der Tasse; mit Feuerfarbe war er hingemahlt, so schön, daß man ihn küssen möchte.

„Wenn

„Wenn du die Wahrheit sprichst, und jetzt noch tauschen kannst, erwiederte die Mutter, so gehe, wenn der Abend kommt, hinaus noch ein Mal auf die Wiese. Ich will dir noch zwei Groschen geben, vielleicht begleitet dich dein Glück, daß du mir wenigstens ein Par der schönen Tassen außer jenen mit nach Hause bringst."

Das war dem Bernhard keine üble Rede. Illumination soll auf den Abend sein, das hat er heute früh gehöret,

und außerdem stellt, wenn die Sterne flimmern,
viel müß'ges Volk sich auf der Wiese ein;
das höret man von fern schon toben, schrein,
und laut sein Müthchen kühlen.
Man sieht Laternen in den Buden schimmern,
die Menschenmenge durch einander wühlen,
und in dem großen Zelte *) viele Gäste,

---

*) In Zeisewitz wurde vor mehrern Jahren ein Zelt gebauet, welches viele hundert Thaler kostete, und jährlich wieder gebraucht wird. Der Fußboden ist gedielt, damit man tanzen kann. Hohe Säulen tragen die Decke, zu welcher über 800 Ellen Segeltuch gebraucht wurden.

geschmücket wie zum höchsten Feste,
die Teller leeren, fleißig trinken,
und den Trompetern dazu winken.
Dort sieht man auch der Jungen viel
von dem gemeinen Schlage
zusammenlaufen zu dem Spiel
mit Pulver, das sie an dem Tage,
als der Soldaten Musterung gewesen,
vom Boden in Patronen aufgelesen.

Das laden sie in ihre Schlüsselbüchsen, und feuern sie mit Zunderschwamme los.

Diesen bunten Wirrwarr wollte Bernhard auch mit sehen, und des Volkes Jubel hören.

Der Abend kam, der Knabe ging mit seiner Zuckerschale und seinem Gelde vor das Thor. Zu Kirschen oder Birnen hatte ihm die Mutter ein Münzchen auch noch mitgegeben, auf dem zwar acht und vierzig stand, das aber niemals acht und vierzig galt.

Sein erster Weg war zu der lieben Bude, welche Klempner, Schuster, Schneider, Böttcher und andere Handwerksleute stark belagert hatten. Mein Bernhard drängt sich vor, und

tauscht, nach vielem Reden hin und her, ein Täßchen für die Zuckerschale ein.

Ein Täßchen, zwar aus Porzellane nicht,
aus einem Stoff, der schneller noch zerbricht,
der quittengelb aussieht und, leicht
an Last, am Glanz dem Porzellane weicht.

Dem Knaben ging's, wie es den Kindern gehet. Das was sie sehen, kommt ihnen schöner vor; noch schöner aber scheinet's ihnen, wenn sie es nicht mehr sehen: dann setzet ihre Phantasie sehr vieles noch dazu. So bildete sich Bernhard ein, da schöne Rosen zu erblicken, wo man nur einen rothen Farbenfleck bemerken konnte.

Genug, die Steingutware ist nun sein!
Ein Sechserchen setzt er vom neuen ein,
gewinnt, setzt einen Sechser nach dem andern,
gewinnt, welch Glück! noch zwei-Mal wieder.
Vor Freude zittern alle Glieder.
O, könnten doch der Münzen mehr
aus seiner Tasche wandern,
ja, er gewönn' ein ganzes Heer
von Tassen! Doch jetzt höret man
Kanonen lösen, die Erleuchtung fänget an.

Wie Bernhard seine Tassen mit sich tragen, und sie noch ganz nach Hause bringen wird, bin ich begierig zu erfahren. Gewiß, es ist ein schweres Stück! Denn auf dem Wege drängt und treibt die Menschenfluth sich, wie im Meere die Welle an der Welle bricht, und in der großen Menschenmenge taumelt so mancher, den des Roggens Geist Besuch abstattet in dem Kopfe, und fürchterlich in ihm rumort, damit er die Vernunft aus ihrem Zimmer jage.

Doch Bernhard nimmt aus seiner Tasche ein Tuch, das unsers Körpers Unrath trägt, und bindet in dasselbe seine Tassen. Dann zieht er einen Zipfel durch das höchste Knopfloch an der Weste, und knüpfet so die kleine Bürde fest. Die Hände sind nun frei, des Volkes Anlauf will er keck mit ihnen von des Glückes Gaben wenden, dem allzustarken Stoße schnell den Rücken kehren, die Illumination besehen, und dann nach Hause gehen.

Und darum schleicht er hinter Buden, hinter Zelten vorbei; dort stehen Menschen sparsam, wie das Korn auf ungedüngtem Felde. Die Augen

hat er nach dem Orte hingerichtet, wo viele tausend Lampen brennen, und viele tausend noch ihr Licht bekommen. Er siehet spitze Feuersäulen die Gegend rings umher erleuchten; er siehet wie der Namenszug

sich nach und nach entwickelt; sieht die Sterne, die einer nach dem andern, wie am Abendhimmel, hier an der Breterwand aufgehen. So tappt er langsam vorwärts.

Bautz, plerr! Was war das? — Ach, der arme Bernhard liegt hier auf der Erde, und die Tassen sind unter ihm in kleine Stücke zerbrochen. Ein Zeltpfahl war hier eingeschlagen, an ihn ein großes Seil gebunden, des Zeltes Himmel aus-

gespannt zu halten, und über dieses fiel der Knabe.

Er stand mit Schluchzen auf, und schrie:
titt, titt, titt, titt!
verzog das Angesicht sehr kläglich mit,
und hob das Tuch bis vor die Augen,
um es mit Thränen einzulaugen.

Bald eilen auf das Klaggeschrei
die Gäste aus dem Zelt herbei,
und fragen Bernhard, wer er sei?
Und allen, die hin zu ihm kamen,
nennt' er mit Weinen seinen Namen.
Doch dadurch wird kein Täßchen ganz!
Und endlich sieht er einen Kranz
von Menschen um sich her gezogen,
die ihn belachen, ihn beklagen,
mit unter gute Lehren sagen.
Und Bernhard waget noch zu denken,
(doch darin hat er sich betrogen —)
man wird ihm andre Tassen schenken.

Des Schmerzens scharfe Geiseln jagen,
zuletzt ihn fort,
und er verläßt den Ort

mit stumpfen Sinnen
für das Vergnügen.
Die Qual von innen
druckt sich in des Gesichtes Zügen
mit Mahlertreue aus.
Und so erreicht
er, wohl durchweicht
von Thränen,
der Aeltern Haus.
Die Schwestern gähnen
ihn an, denn es war späte Nacht;
und als er nicht gelassen,
den Rest der Tassen
hervorbringt, wird er ausgelacht.

Kannst du die Lehre fassen?
„wer immer sieht, was oben fliegt,
der öfter auf der Nase liegt!"

5.

Die Laterne.

(Fortsetzung des vorigen.)

Nach dieser Zeit gab es noch eine,
in welcher Bernhard nicht mehr sprang,
nicht mehr die Kinderliedchen sang,
und nicht mehr hieß der Kleine;
in welcher auch der Schneider
für Bernhards Kleider
mehr Tuch
ins Kontobuch
des Kaufmanns schreiben ließ,
denn einst, als noch der Knabe
herumritt auf dem Stabe,
in hölzerne Trompeten stieß,
und auf dem Weidenpfeifchen blies.

Fritz, der älteste von Bernhards Brüdern ging auf die Universität, wohl vierzehn Meilen weit von seiner Vaterstadt. Das war ein Schmerz für seine Schwestern! ob sie gleich noch den Tag zu-

vor zu ihm gesaget hatten: ich wollte, daß du wärest, wo der Pfeffer wächst! Der wächst doch, wie bekannt, weit überm Meere, im fernen Indien nach Morgen, viel weiter noch als vierzehn Meilen.

Doch gestern sprach der Zorn aus ihnen, und heute weinte die Geschwisterliebe. Die beiden Schwestern ließen aus dem Arme den Bruder nicht, und wollten ihn sogar bis zu der nächsten Stadt, bis Penigau, begleiten. Dazu war Bernhard auch bereit: denn Vogelschießen war in Penigau, ein andres als in Zeisewitz. Da ging es glänzender bei allen Vogelschützen zu, und wer sich nennte Korporal, der hatte gar ein Pulverhorn aus Holze am breiten, seidnen Bande von der Schulter hangen.

Als nun die vier Geschwister in die kleine Stadt zum Gastfreunde kamen, genossen sie erst allerlei Erfrischung, dann gingen sie hin auf die Vogelwiese. Sie sahen hier verschiedne sehenswerthe Dinge, sie schlenderten bald hin, bald her, und kuckten bald in diese, bald in jene Hütte, die leicht aus Tangelholze aufgebauet war.

In diesem Zelte hier
liegt eine Tonne Bier
auf kleiner Bank.
Ein Bürgergrenadier
läßt diesen Labetrank
aus weitem Zapfen fließen,
und andere genießen
mehr, als der Durst verlangt.

Im andern Zelte prangt
der Hauptmann mit der Tressenweste;
die andern Offizier
sind seine Gäste;
ein Tambour schenket ein
nichts als Wein.

Dort tanzen Grenadier
bei lieblicher Musik;
hier höret man Gequik:
ein Knab' ist arretirt,
wird in des Hauptmanns Zelt geführt.
Der letzte ziert
sich ganz gewaltig,
als ob dreifaltig

die Herrscherehre
in ihn gefahren wäre.

Der arme Knabe, reicher Aeltern Sohn *), war auf der Wiese hinspaziret, wohin kein Mensch bei Strafe gehen soll. Er wußte dieses nicht, doch damit kann man sich nicht gut entschuldigen.

Als nun drei Bürger kamen
mit Flinten und mit Degen,
und ihn in ihre Mitte
nach Art der Krieger nahmen,
da half kein Sträuben, keine Bitte;
nichts konnte sie bewegen.
Die Männlein freuten sich
herzinniglich
ihr Amt hier zu verwalten,
und jemand anzuhalten.

Den Knaben schleppten sie sehr grämisch vor den Hauptmann. Doch dieser war so strenge nicht, als er sich stellte: er ließ sich gnädig finden, und verziehe dem Knaben. Auch sprach er: Tambour, bring' ein reines Glas,

*) Wie kann der Knabe arm wohl heißen?

der Mosje soll sich auf die Angst in unserm Zelte laben!

Als Bernhards Geschwister dieses alles mit angesehen hatten, traten sie an eine Bude, die mit Laternen, Leuchtern, Lampen, Kannen, Trichtern, Löffeln und Pastetenformen geschmükket war, und glänzete wie Silber und wie Gold. Diese Kostbarkeiten wurden ausgespielet.

Halt, rief hier Bernhard, einen Sechser will ich auch dran wagen! Seht, die Laterne kann gewonnen werden. Die schenke ich dem Bruder Fritz; er kann sie brauchen, wenn er des Abends durch die Straßen geht, damit er sehen kann, wo hier und da ein Schreckstein steht. Ich bin gewiß auch glücklich dieses Mal.

Er setzete, und warf, und zählte auf den Würfeln siebzehen Punkte. Doch alle Zeichen waren noch nicht abgeliefert.

Es stellten nach und nach
sich die Besitzer ein,
doch als sie hörten schrein:
die siebzehn lebt!
so warfen sie schon mit Verdruß

die Würfel hin, wie eine taube Nuß,
und warfen nichts. Ein Musikus
fehlt noch. Wo der in seinem Himmel
schwebt,
das mag der Kuckuk wissen.
Der Klempner suchte,
und rief: Herr Baldemann,
heran, heran!
Doch als Herr Baldemann nicht kam,
ward gar der Meister wild und fluchte
in seiner Hitze,
daß alle Blitze
ihn möchten schlagen krumm und lahm.

Dem jungen Freunde Bernhard wurde auch die Zeit zu lang. Er hatte sich schon eine recht schöne Laterne ausgesucht, und konnte sie doch nicht mit Gewißheit die seinige nennen. Je, sagte der Klempner, bezahlen Sie das fehlende Zeichen, so können Sie die Laterne nehmen, und der Musikus würfelt das folgende Mal. Gewiß er siehet's gern, denn überwürfeln wird er Sie doch nicht.

Doch Bernhard wollte sich dazu nicht entschließen.

„Den Sechser kann ich sparen, dachte er:
wie kann mir der Gewinn entgehen!"
Still, still, mein Kind, wir wollen
sehen!
Dort kommt Herr Baldemann mit der
Trompete her.
Er wirft in Eil die Würfel auf den Tisch,
und Bernhard stehet stumm, wie ein gesottner Fisch,
als achtzehn aufgeworfen liegen.

So kann der Mensch sich selbst betrügen.
Das halte fest, was sich dir jetzt anbietet,
vom künftigen erwarte nichts!

6.

Der Wurstschmaus.

Wilhelm lauf, und hohle mir für einen Dreier Seide von dem Kaufmanne! sprach die Mutter, welche eine aufgesprungene Naht an ihres Mannes Leibrocke zunähen wollte.

Der kleine Wilhelm zog eine finstere Miene, als er dieses hörete, und sprach: ich kann ja nicht auf die Straße gehen. Von meinem rechten Stiefel ist die Sohle halb abgetrennet. Sieh, wie sie ordentlich einen Rachen aufsperret, wenn ich den Fuß aufhebe.

Warum hast du es nicht früher gesaget, sprach die Mutter, damit der Schuhmacher sie hätte wieder anheften können? Doch bis zum Kaufmanne kannst du immer noch gehen: es sind ja nur sechs Häuser bis zum nächsten Laden.

Ich müßte mich ja schämen, erwiederte der Knabe. Auch ist ein Loch hier mitten in der Sohle. Durch dieses dringt der Koth, und macht die Strümpfe schmutzig.

Also sprach Wilhelm, und es trat
der liebe Julius hervor,
hielt seine kleine Hand empor,
die kleine Engelshand! und bat:
mein Mütterchen, ich will die Seide
vom Kaufmann hohlen. Nichts zu Leide
thut mir wohl unsers Nachbars Dachs?
Gut, sprach die Mutter, von dem Kleide
nimm dieses Pröbchen zu der Seide
nebst diesem Gelde mit, auch Wachs
kannst du für einen Groschen bringen.
Doch gehe sacht, du darfst nicht springen
wie in der Stube: denn die Steine
sind schlüpfrig heute, und wie leicht
wird aus der Freude dann Geweine.

Ja, ja, ich gehe sacht! sprach Julius,
erhielt das Geld, das Pröbchen, einen Kuß,
und trippelte zur Thür hinaus,
die Straß' entlang, und in des Kaufmanns Haus.
Er kam recht bald zurück,
doch so, daß ihn fast schwitzte,

und es verrieth sein Blick,
der aus den Augen blitzte,
ihm sei bescheeret worden Glück.

Erst legte er die Seide und das Wachs auf den Tisch, dann zog er aus der Tasche eine Zuckerdüte, und hielt sie mit Frohlocken an die Stirn.

Da freuete sich die Mutter außerordentlich, doch es verstehet sich, nicht über jene Mandeln und Rosinen in der Düte, sondern nur des kleinen Knaben wegen. Wenn ihr euch freuet, und die Mutter freuet sich nicht mit, ist euch das wohl erwünscht?

Jetzt pochet etwas an die Thür. Die Mutter ruft: herein! Es tritt ein Mensch ins Zimmer, den wir noch nicht, des Alters wegen, Mann zu nennen pflegen.

Wißt! seines Alters Name endiget wie Frühling sich, und wird auch mit dem Lenze oft verglichen.

Man hätte glauben sollen, der Fremde sei ein reicher Herr: denn überall war er mit Golde sehr geschmückt, sogar auf seinem Hute blitzte

eine breite Tresse. (Das konnte leicht ein Offizier, doch auch ein Diener sein. Wir können es jetzt nicht entscheiden, und müssen es erst aus der Folge sehen.) Bescheiden bleibt er an der Thür mit angenehmer Körperhaltung stehen. (Nun, ist es ein Bedienter oder Offizier?) Er spricht: mein Herr läßt sich Ihnen gehorsamst empfehlen, und Sie bitten, heute Abend nebst ihrer ganzen Familie mit einer Wurstsuppe bei ihm vorlieb zu nehmen.

Ihr Herr hat wohl ein Schweinchen schlachten lassen? fragte die Mutter.

Zwei große Schweine! war des Dieners Antwort. Sie wiegen viele Zentner, und haben auf dem Rücken Speck fünf Finger hoch.

Jetzt ging die Mutter in des Vaters Zimmer, um diesen zu befragen, ob er den Abend von Geschäften befreiet und gesonnen sei, die Einladung anzunehmen. Sie kam zurück, und sprach zum Diener: wir lassen Ihrem Herrn uns wieder bestens empfehlen, und nehmen seine gütige Einladung mit Vergnügen an.

Der Bediente verbeugte sich, und ging fort.

Mit ihm schlich Wilhelm aus der Thür, und stieg zwei Treppen hinauf zu einem Gemache, das schräge Wände, keine Decke hat. Hier fanden sich mancherlei Werkzeuge, wie sie der Tischler, Drechsler, Schuster und Schlosser gebrauchen. Ein Werkzeug lag auch hier, das nur ein spitziger Stachel war, und einen Griff aus Holze hatte, der einer kleinen Flasche glich. Das dienete zu Wilhelms Absicht. Er zog den Stiefel aus, durchstach die Sohle mit der Pfrieme, und schob dann mühsam einen spitzig gedreheten Bindfaden durch das Loch. Noch schwieriger war es, den Faden jetzt von innen durch die folgende runde Oeffnung zu stecken;

allein der Knabe scheute
die Mühe nicht: denn heute
war ja etwas zu schmaußen;
er heftet seine Sohle an,
so gut, daß man von außen
gar nichts bemerken kann.

Dann kam er wieder in die Stube, und wollte gern die Mutter wissen lassen, daß seine Stiefel ausgebessert wären.

Doch diese war beschäftiget, ein großes, weißes Tuch zu plätten, das sie am Abende noch um sich schlagen wollte.

Der listige Wilhelm fragte jetzt die Mutter, ob sie etwas zu hohlen habe?

Du hast ja keine Stiefel! sprach die Mutter.

O nein! ich habe mir die Sohle angeheftet, man siehet nichts mehr von dem Schaden.

Du müßtest dich ja schämen, sprach die Mutter. Das Loch in der Mitte läßt auch noch den Koth zu deinen Strümpfen dringen. Es thut mir herzlich leid, daß du nicht mit zum Wurstfeste gehen kannst; allein wie würdest du dich deiner Stiefel schämen müssen!

So hatte sich der ungezogene Wilhelm selbst gefangen.

7.

Die Buttermilch.

Zwei Knaben gingen über Land.
Ein jeder trug in seiner Hand
ein irdenes Gefäß mit weitem Bauche
und engem Halse. Halb verborgen von dem
Strauche
lag hundert Schritte noch entfernt
ein Dorf; auf dieses steuerten sie los.
Hast du, mein Leserchen, das A, b, c,
gelernt,
und kannst du buchstabiren blos:
so sollst du auch des Dorfes Namen kennen,
sobald du wirst den *vierten* Buchstab
nennen,
den *fünften* dann mit ihm verbinden,
den *siebenten* in seiner Ordnung finden,
den *fünften* noch ein Mal erkiesen,
und mit dem *eilften* endlich schließen.

Die Knaben waren von der Mutter abgesen-
det, sie sollten Buttermilch in ihren Flaschen hoh-

len. Sie kamen bald im Dorfe an, und wurden von der alten Bauerfrau recht freundlich aufgenommen.

Sie trug die große Schüssel auf den Tisch, in welche sinnreich einst der Töpfer mit weißer Farbe um den Rand geschrieben hatte: *ich weiß ein Blümlein hübsch und fein;* und unten auf dem Boden war das Blümlein auch recht hübsch gemahlet.

Dann goß die gute Frau die Buttermilch zusammen,
in der noch Klümpchen Butter schwammen,
und füllte bis zum Rand die Schüssel an,
daß überdecket war das Verschen von der Blume;
sie trug ein großes Brot, das kaum ein Mann
bewegen konnte, auf, und schabte dann
mit einem Messer aus der Krume
des Schimmels grünlich graues Har;
sie legte noch zwei runde Löffel hin
aus Eisenbleche, dem das überzogne Zinn
nicht treu geblieben war.

Dieß that sie, sprach darauf: ihr Kinderchen, ihr mögt das Brot euch selbst mit euren Patschchen in die Schüssel krümeln; ich möchte es euch nicht zu Danke machen.

Sie schnitt nunmehr mit einem Messer,

das sich in seine Schale legt
damit es jedem, der es trägt,
mit seiner Schneide
nichts thut zu Leide,

sie schnitt mit diesem Messer nun zwei Stücke von dem Brote ab, ging fort, und überließ den Knaben das Geschäft der Köchinn.

Die Speise war geschwinder noch bereitet, als eine Wassersuppe kocht, doch langsam wurde sie genossen. Allein ich will mit diesen Worten nicht die Genügsamkeit der Knaben loben. Sie speisten langsam, um recht viel zu essen, und als sie sich gesättigt hatten, so ließen sie die Löffel ruhen, bis wieder Raum im Magen war. Die Weste wurde bald zu eng, und ein gewisser Bund fing auch schon an, dem ausgedehnten Unterleibe unbequem zu werden.

Darum erließen sie den Westenknöpfen
gleich ihren Dienst, und löseten die Schnallen
am Hosenbunde auf, und speisten mit Gefallen.
Zuletzt vermochten sie kaum Athem noch zu schöpfen,
und laut beklagte sich der Magen,
ihm sei zu viele Arbeit aufgetragen.

Die Knaben hatten gleiche Arbeit auch gehabt, und dennoch waren sie noch nicht ermüdet. Die Blume in dem Schüsselboden schien jetzt hervor, gleich wie aus dichtem, blauen Nebel; doch unsre Knaben ließen sie das helle Licht genießen, und auch den letzten Tropfen noch in ihren Gaumen fließen.

Doch seht! was bringet noch
die Wirthinn in dem Tiegel hergetragen?
Zerflossnen Speck und Eier drein geschlagen;
ein ländliches Gericht, das gar nicht übel roch.
Hin auf den Tisch setzt' es die Frau,
zum essen, nicht etwa zur Schau.
Sie nöthigte die Knaben, zu genießen,

und legte Gabeln hin (ein seltner Fall beim Bauer),
das Backobst damit anzuspießen.
Dann sprach sie: „hier die Pflaumen sind nicht sauer,
so süß, als wären sie mit Zucker überstreuet.
Nun esset Kinderchen! Ihr glaubt nicht, wie mich's freuet,
wenn es den Leuten bei mir schmecket.
Denn wofür hätte ich das Tischtuch aufgedecket,
und Feuer angeschürt, wenn ihr die Speisen
nicht essen solltet?"
Doch die Knaben weisen
mit Achselzucken auf den runden Bauch,
der ausgespannt ist, wie ein Schlauch,
in den die Spanier und die Kalmücken
die frische Butter drücken.

Wir können nicht mehr, sagte mit einem Seufzer der eine Knabe.

Je, für ein Bißchen wird im Magen Platz noch werden! sprach jetzt die Bauerfrau. Das Essen ist nun einmal da; es will verzehret sein.

Die Knaben ließen sich bereden, von jenen Eiern noch ein wenig zuzulangen, und auch das Backobst zu verringern.

Doch wie das Mäuschen sich beim Specke
fängt,
den auf der Falle Draht der finstre Haus-
herr hängt:
so fingen auch die Knaben bei dem Specke sich.
Sie krümmten ihren Leib, und schrieen jäm-
merlich,
daß weit hervor die Augen traten,
und endlich — doch, was jetzt geschahe,
will ich nicht sagen; leicht errathen
kann es ein Kind, das schon ein Beispiel
sahe
von Knaben, die nicht mäßig waren.
Und hätt' es gar schon selbst erfahren
die Folgen der Unmäßigkeit:
so kehr' es um, noch ist es Zeit,
sich vor dem Laster zu bewahren.

Die Knaben wurden krank, und daher in die Stadt gefahren, sobald der Bauer von dem Felde

kam. Der Wagen machte Aufsehn in der Stadt: nur Leitern waren seine Seitenwände, und an der Deichsel schlichen ein Par Stiere, der Knaben Sitz war ein Bund Stroh. Als nun die Leute hörten, was die Ursache der Krankheit dieser Knaben sei, bedauerten sie dieselben nicht, und riefen ihnen in den Wagen zu: es ist euch recht geschehen! —

Die Knaben lagen lange krank, und büßten so die Freuden vieler Wochen für eine einzige Stunde ein, in der sie allzu viel genossen hatten.

8.

Das Gespenst.

Der kleine Richard war gewohnt, sobald es dunkel wurde sich ein Stückchen vorzupfeifen, wenn er aus seiner Aeltern Stube hinaus ins Kämmerchen und in die Küche gehen mußte. Und warum that er dieß? Er fürchtete sich vor Gespenstern, die wollte er mit seinem Singsang und mit seiner Pfeiferei

sich aus dem Sinne schlagen,
und seine Bangigkeit verjagen.

Je finsterer die Nacht nun war,
je lauter fing er an zu singen,
die Plagegeister zu bezwingen;
doch dabei sträubte sich das Har,
wie sich die Federn an dem Halse
der jungen Hähne breiten,
wenn sie als Feinde streiten.

Erst kürzlich trug er ein Gefäß mit Salse
ins Zimmer zum Ertoffelmahle,
da knackte plötzlich auf dem Sale
ein Bret an einem alten Schranke.
Hui! fuhr dem Knaben der Gedanke
an die Gespenster durch den Sinn,
er zitterte, und warf das Salzfaß hin.

Ja, liebe Kinder, so geplaget ist der Mensch, wenn er sich vor Gespenstern fürchtet, die nur dem Namen nach hier auf der Erde sind!

Doch Richard war von Kindesbeinen an zur Furcht gewöhnt. Die Kinderfrau erzählte ihm bald von der weißen Frau, die an der Kirche sich bei Sterbefällen zeiget; bald von den Todtenbeinen auf dem Klockenthurme, die in der letzten Nacht

des alten Jahres klappern; bald von dem Roß-kalb, das in Straßburg durch die Gassen brüllte, und fürchterliche, große Feueraugen zeigte; bald von dem grauen Männchen, das die Kinderchen beschenkte. Und kam das Weihnachtsfest, so wurde Richard alle Abende erschreckt von dem Knecht Ruprecht *), der einen langbeharten Fuß und eine große Nase durch die Thür ins Stübchen steckte. Dann kniete Richard nieder, und betete die Sprüchelchen, die er das ganze Jahr hindurch gelernt hatte, das Tischgebet nicht ausgeschlossen. Zu der Zeit ging er niemals aus der Thür des Abends, wenn er in jeder Hand nicht einen Wachsstock brennen hatte.

---

*) Der Knecht Ruprecht oder Rumknecht ist ein Schreckbild, mit dem man zu Weihnachten die Kinder, besonders in Sachsen, ängstiget Er soll der Diener des so genennten heiligen Christes sein, und die ungezogenen Kinder in einen Sack stecken. Wenn aber die Kinder recht gut beten können, wirft der Ruprecht, der gewöhnlich einen umgewendeten Pelz angezogen hat, Aepfel und Nüsse zur Thür herein. Ich bin als Kind nie andächtiger gewesen, als wenn der Ruprecht an der Thür lärmte Weil er mir nicht schadete, vielmehr Aepfel und Nüsse zuwarf, freuete ich mich über meine Frömmigkeit.

Noch fürchterlicher war
der Abend vor dem neuen Jahr,
da meldete sich gar
an seiner Thür ein Par
der rauhen Poltergeister,
im Lärmen wahre Meister.
Frau Hulle *) war's mit ihrer Magd.
Sie machten auf die Kinder Jagd,
und wollten sie entkleiden,
den Bauch kreuzweis zerschneiden,
von ihnen dann den Magen

---

*) Frau Holle oder Hulle ist ebenfalls ein Schreckgespenst in Sachsen, das wahrscheinlich aus Franken und Schwaben eingewandert ist. Dort heißt sie Bildabertha oder Wildabertha, d. h. wilde Bertha, und soll ein Weib sein, welche die ungezogenen Kinder zerreißet, oder sie so behandelt, wie der Text oben saget. Sie ist gar kein wohlthätiges Gespenst für die Kinder: denn sie wirft keine Näschereien den artigen zu. Um sich angeblich vor diesem Geiste zu bewahren, kochet man hier und da in Sachsen am Abende vor dem Neujahre eine sehr ungesunde Speise, welche den Leib der Kinder hart machen soll, damit ihn die Hulle nicht aufschneiden könne. Dieses Gericht bestehet aus Teige, der in Würfel geschnitten und in Fette gesotten ist. Ich habe es Bolze nennen hören.

nebst allen Eingeweiden
in Säcken mit sich tragen.
Den Bauch der armen Kleinen,
ach! — füllen sie mit Steinen,
so groß, wie welsche Nüsse, an.

Allein die Kindermuhme kann
die grimmige Frau Hulle
mit ihrer Magd vertreiben:
sie braucht nur mit der Kreide
drei Kreuze nebst dem Nulle
an jede Thür zu schreiben.
Sie thun dann nichts zu Leide,
und müssen draußen bleiben.

So setzte sich die Furchtsamkeit in unserm Knaben fest, daß er zuletzt vor jedem Tritte bebte, der unvermuthet ihm zu Ohren kam; daß er sogar sich in der Stube ängstigte, wenn in der Abenddämmerung das Flämmchen noch nicht Talg verzehrete, und die Geschwister, sich der Dunkelheit recht freuend, verstecken in den Winkeln, hinter Stühlen spielten, und kichernd dann einander suchten.

Wenn er des Nachts aus seinem Kam-
merfenster
die Mühlenräder rauschen hörte,
so dacht' er gleich an die Gespenster.
Ja selbst der Katzen Heulen störte
ihn stets in seiner süßen Ruhe;
er träumte dann vom Kobold, der, in
eine Truhe
geschlossen, ganz gewaltig lärmte;
von Druden *), die auf Besenstielen
herab aus hohen Lüften fielen;
vom Vogel Ruck, der durch die Länder
schwärmte,
und, wo er Fleisch der Menschen roch,
als Mäuschen in die Kammern kroch.
Und wenn er in dem Dämmerlichte
hinaus ins freie blickte:
so hatte er auch schon Gesichte **),
sobald

---

*) Drude, Trutte, ein weiblicher Kobold, auch eine Zauberinn oder Hexe.

**) Welcher Unterschied ist zwischen Gesichte und Gesichter?

sobald ein Baum mit seinem Gipfel nickte.
Für einen großen, schwarzen Mann
sah' ihn das bange Märrchen an.

Er schlief zwar nicht allein in seiner Kammer: sein älterer Bruder hatte auch ein eigenes Bett in jenem abgelegenen Ruhezimmer; doch dieser legte sich gewöhnlich dann zur Ruhe, wenn schon zum zweiten Male des Wächters Horn sich hören ließ, und Richard schlief um neun Uhr ein. So mußte er zwei ganze Stunden allein im Kämmerchen verschlafen. Er mußte, sage ich: denn lieber schlief er in der Aeltern Stube auf einem Polsterstuhle ein, damit er in Gesellschaft seines Bruders zu Bette ginge, wenn ihn dieser weckte. —

Jedoch der Vater nennte dieses Unfug, und trieb den Knaben, wenn er sich ein Ruheplätzchen still erkor, sogleich ins Kämmerchen.

Der Fall war gestern da gewesen. Mit Zittern hatte Richard seine Kleider abgeleget, und in das Deckbett sich recht tief vergraben, als etwas an das Fenster flatterte, daß alle Scheiben klirrten, ein Fenster gar von selbst aufflog. Das

sind Gespenster! dachte Richard, und kroch nur tiefer in das Bett.

Plump! lag etwas auf seinem Bette, das wie ein Klotz auch liegen blieb. Des Knaben Angst ist unbeschreiblich. Er sahe schon vor seinen Augen die gräßlichsten Gespenster tanzen, er zitterte so sehr, daß seine Zähne klapperten, und, wie der Beutel in der Mühle, das Deckbett in die Höhe flog.

Der Plumpsack von Gespenst, der zu den Füßen lag, fing sich zu regen an, und wurde dann mit jedem Schlage der Taschenuhr noch schwerer. Dem Knaben kam es vor, als ob er in der Gluth des Bäckerofens läge, er konnte in dem Bette nicht mehr bleiben, und faßte den Entschluß (wie herzhaft!) — schnell aus dem Kämmerchen zu springen, und in die Wohnstube zu laufen. Das that er in der größten Eile.

Doch eine Thür, die eigentlich die Küche und den Sal verschloß, jetzt aber halb geöffnet stand, hielt ihm des Schlosses scharfe Kante entgegen. Er rannte an, und prallte ab, als ob der schweren Armbrust Bogen ihn hingeschleudert hätte.

Er fiel zurück auf einen Tisch, der krank an seinen Füßen war, die auf den Montag von dem Ärzte abgelöset werden sollten. Der Tisch fiel um, und alles, was für heute Abend auf ihm ruhen sollte, flog über unsern Richard auf die Dielen:

die Schachtel aus getriebnem Eisen,
in der Gewürze zu den Speisen
in abgetheilten Fächern liegen,
das Kästchen mit dem kleinen Steine,
aus dem die Feuerfunken fliegen,
die Gläser zu dem Bier und Weine,
die Tassen zu der Chokolade,
ja selbst die großen Mörserkeulen.
Um alles dieses war es Schade,
daß es in Scherben und mit Beulen
dort auf der Erde lag; allein
wie wird es um den Knaben stehen?
Sein lautes Wimmern, Jammern, Schrei'n
dringt durch die Küche, durch den Sal
zur Aeltern Stube. Auf ein Mal
springt alles auf, und eilt, zu sehen,
was in dem Hause sei geschehen.

Die gute Mutter schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und stand da wie gelähmet, als sie den armen Richard unterm Tische liegen, und fast im Blute schwimmen sahe.

Der Vater zog ihn vor, und rief: nur kaltes Wasser her! nur kaltes Wasser bringet her!

Ach welcher Anblick! Ganz bedeckt mit Blute war das Angesicht des Sohnes, die Stirn war überm linken Auge aufgeschlitzet, das rechte Ohr war auch mit Blute angefüllt; der kleine Finger an der linken Hand war von dem Falle der Mörserkeule sehr zerquetschet.

Ein Wundarzt wurde schnell herbeigerufen.

Er kam,
und nahm
die Untersuchung vor,
besah' die Stirn, das Ohr,
nebst der Hand;
und er fand
die Wunden
nicht verbunden
mit Gefahr.

Er verband
gleich den Finger und die Stirn,
nähte alles zu mit Zwirn,
und verschnitt das Har,
wo die Decke vom Gehirn
auch verletzet war.

Der kranke Richard mußte viele Schmerzen leiden, und hieß nach ein und zwanzig Tagen erst der hergestellte.

Ihr habt gewiß den Kleinen erst belacht, und jetzt bedauert, weil er Schaden nahm. So lächerlich, so schädlich ist die Furcht!

Man untersuchte auch, was für ein böser Geist sich in des Knaben Bett geleget hatte, und fand hier eine alte Tasche, die manches Häschen, manches Rebhuhn, manche wilde Ente oder Schnepfe schon eingenommen hatte. Sie hing sonst über Richards Bette, und fiel durch die Erschütterung der Wand vom Sturme jetzt herab, indem die Schnalle an dem Riemen einen Sprung bekommen hatte, und dieser durchgeschlüpfet war.

Wie es noch zuging, daß sie sich bewegte, und augenblicklich schwerer wurde, das mögen sich die Leserchen erklären.

9.

Die Urne.

Herrmann hatte sich gewöhnet, überall umherzustören, wo er sich befand.

Kam er zu einem Handwerksmann,
so faßt' er jedes Werkzeug an;
er kuckte unter jede Bank,
und schielte gern in jeden Schrank.
Betrat er eines Reichen Sal:
so fuhr er pfeilschnell, wie ein Al,
bald hier, bald dorthin, und besahe
ein jedes Ding, das fern und nahe
auf Simsen, Tischen, an der Wand,
am Boden, auf den Fenstern stand.
Nichts konnte seiner schnellen Hand,
den Augen konnte nichts entgehen.
Ja, sahe er ein Fläschchen stehen,

gefüllt mit einer Arzenei:
so schoß er wie ein Falk herbei,
fing an, das Glas in seiner Hand zu drehen,
beroch's, und hielt es vor das Licht
mit ernstem, forschenden Gesicht.

Und darum ist er wohl gelitten
bei keinem Menschen, viele bitten
ihn sehr, er soll nicht wieder kommen;
ja, vor der Thür wird ihm oft abgenommen,
was seine Aeltern durch ihn senden;
man pflegt ihm dann den Rücken zuzuwen-
den.
Auch viele geben ihm die Lehre,
daß jeder ungezogne Knabe,
der überall in fremden Dingen störe,
den Wohlstand noch zu lernen habe.

Allein dieß hilft bei Herrmann nichts,
er bleibt der alte, der er war,
verfließt auch immer Jahr auf Jahr.

Das Eis ist fest, doch endlich bricht's!
So ist das Schicksal manchen Wichts:
er wird wohl endlich noch belehret,
daß er sich doch zuletzt bekehret.

Der Vater Herrmanns ist ein Mann, der jeden, welcher böses gethan hat, und in das Gefängniß gebracht worden ist, zu vertheidigen sucht: weil der Richter auch gegen den Bösewicht Schonung zeiget, und ihn, wenn er gleich Unrecht that, nicht wieder Unrecht thuen will.

So einen Mann, der streitenden zur Seite stehet,
und — stritten sie um einen Bissen —
mit ihnen zu dem Richter gehet,
weil sie nichts von dem Rechte wissen,
so einen Mann nennt jeder, der in Sachsen
geboren ist, und groß gewachsen,
den Advokaten, aber in Berlin
ist es ganz anders, da benennt man ihn,
merkt auf! Justizkommissarius.
Ich denke wohl, daß ich es euch verdeutschen muß.
Doch, daß ihr auch Gelegenheit noch habt zu fragen,
so lasset's euch auf deutsch von eurem Lehrer sagen.

Nun wüßten wir, was Herrmanns Vater war. Ein solcher Advokat hat viele Schreibereien, und wenn er sie zusammenheftet, wie sie zusammen passen, so nennet er so einen Stoß Papier schlechthin die Akten. Mit einem Packe Akten sollte Herrmann jüngst zum Burgemeister gehen, der noch dazu sein — doch! was er für ihn war, das möget ihr errathen. Er trug den kleinen Herrmann einst auf beiden Armen, als diesem Wasser auf das Haupt gegossen wurde, zum Zeichen, daß er nun den Christen angehören solle. Und darum gab der Burgemeister dem Knaben manchen Pathenthaler und jährlich vielerlei Geschenke, die aus des Kaufmanns, Hut- und Schuh- und Kleidermachers Händen kamen. Es waren Zuckerdüten, denket ihr, die er von dem Kaufmanne bringen ließ. Das ist wohl wahr, als Herrmann Knäbchen noch genennet wurde, erhielt er auch bisweilen Marzipan; allein der Kaufmann handelt außerdem mit Federmessern, mit Federkielen, Siegellacke, Papiere, Bleistiften und mancherlei, dem Knaben angenehmen Dingen. Deßwegen ging nun Herrmann gern

zu seinem Pathen. Doch etwas anderes zog ihn noch an. Das Zimmer war ganz voll von schönem Hausgeräthe; dort lagen viele Stöße Akten, hier unterm Spiegel hingen goldne Uhren; dort auf dem Tische lagen zwanzig Kleinigkeiten, die wöchentlich fast ihren Platz den neugekauften Dingen räumen mußten, hier waren schöne Tabakspfeifen hingelehnet, wie die Gewehre bei der Wache; dort lagen neue Kupferstiche, wie eine Walze rund gerollet, hier auf dem Schreibeschranke befanden sich im Wirrwarr mancherlei Papiere und viele Almanache, mit schönen Bildern und verzierten Bänden.

In diesen Dingen konnte nun der Knabe stören, sobald der Pathe ihm den Rücken zugekehret hatte. Auch heute traf es sich glücklich. Der Burgemeister saß am Schreibeschranke, und schrieb in aller Eile einen Brief, der mit der Post nach Deutschlands größter Handelsstadt gesendet werden sollte.

Er sprach zum Knaben: Pathe Herrmann, warte noch! Wenn ich den Brief geschrieben haben werde, will ich dir etwas geben, das du dem

Vater bringen sollst. Er wird darüber große Freude haben.

So sprach er, kehrete sich dann wieder zu dem Schreibeschranke, und strengete die Feder an, daß sie sehr laut — doch nicht vor Schmerzen, schrie.

Indessen dehnte Herrmann seinen Hals, so weit er konnte, aus, damit er ganz genau das Zifferblatt der neuen Taschenuhr, die unterm Spiegel hing, betrachten könnte. Dann wendete er still ihr Angesicht von seinem Angesichte weg, um ihren Hinterkopf auch lüstern zu beschauen. O, welche Schönheit sahe er!

Besetzet ist der äußre Rand
mit schöngeschliffnen Edelsteinen,
mit Perlen, klein wie Körnchen Sand,
die sich zu einem Kranz vereinen;
und mitten ist im kleinen Runde
ein Weib gemahlt auf blauem Grunde.
Sie hält in ihrer rechten Hand
ein Stundenglas; man sieht sie weinen,
weil abgelaufen ist die Stunde.
Nun werdet ihr wohl klüglich meinen,
ihr könnt den Ausgang selbst errathen.

„Es soll mich doch," sprecht ihr, „verlangen,
ob er die schöne Uhr des Pathen
nicht fallen läßt." Allein ihr irrt:
die Uhr bleibt unterm Spiegel hangen.

Auf jenem Tische stehet eine Schale,
wie eine Urne, doch mehr lang
als breit,
und oben weit.
Der Knabe siehet sie zum ersten Male,
und fühlt den heißen Drang,
den schönen Deckel aufzuheben.
Er thuet es ganz sacht,
und kuckt hinein.
Was wird doch in der Urne sein?
Jetzt gebet acht!
Er fährt zurück, fängt an zu beben,
die Wangen glühen, —
nicht wie die Rosen blühen, —
nein! wie die Abendröthe.
Ach, eine große Kröte
sitzt in der Urne!

Vor Schrecken ließ der neugierige Herrmann den schönen Deckel fallen. Doch dieser blieb

Hampe del.

Nun, bist du endlich für dein Stören genug bestraft?

zum Glücke ganz: er war aus Bleche, fein lakkiret, und wunderschön gemahlet.

Der Burgemeister hörte ganz natürlich den Deckel fallen, er wendete sich um, und bemerkte Herrmanns Schrecken. „Nun, bist du endlich für dein Stören genug bestraft?" fragte er dann. Herrmann konnte kaum den Mund bewegen. Der Burgemeister fuhr dann fort:

„ich will dir Zeit zur Besserung noch lassen;
doch mußt du gleich den Vorsatz fassen,
die böse Störerei zu hassen.
Du darfst nicht wieder über meine Schwelle,
sobald du nicht hier auf der Stelle
versprichst, nicht mehr umherzustören."

Jetzt fruchteten des Pathen Lehren,
und Herrmann hatte nun zum Hören
ein offnes Ohr;
er nahm sich's vor,
sich künftig anders zu betragen,
und niemand konnte ferner klagen,
er habe aus dem Sinne
den Vorsatz je geschlagen.

10.

Des Vaters Bildniß.

Minnona hatte viele Feinde, weil sie durch ihre Unbescheidenheit und ihren Starrsinn jedermann beleidigte. Nicht selten verhörte sie sich, und verstand die Worte des andern falsch; allein sie behauptete doch mit Hartnäckigkeit, sie habe recht gehöret, der andere falsch gesprochen. Und wenn sie selbst etwas ganz anderes gesaget hatte, als sie dachte, so gestand sie dieses doch nicht ein, und warf den andern vor, sie könnten nicht gut hören.

Einst saß sie in der Mutter Stube vor einer Tafel. — Ihr könnet hier nun fragen: vor was für einer Tafel saß sie denn? Denn es giebt vielerlei Tafeln.

Der Tischler hobelt, fügt und schlägt
die Breter, die von Tannen stammen
und andern Bäumen, oft zusammen
zur schwarzen Tafel; und er trägt
sie dann vielleicht in eine Schenke

für jenen Tisch, an welchem man Getränke
verkaufet, auch für eine Kegelbahn;
vielleicht bringt er sie in das Haus,
in dem die liebe Jugend schwitzet,
und still, wie die gescheuchte Maus,
auf Bänken und auf Stühlen sitzet,
bis zu der Zeit, in der der Zahn
beschäftigt wird vom Fleischgerichte,
vom Butterbrot im Dämmerlichte.
Auch Josti, der mit Marzipan,
Bonbons und Kuchen Handel treibet,
macht braune Tafeln, etwas weich,
an Kakao und Würzen reich,
die man in Wasser, Milch und Wein
zum stärkenden Getränke reibet.
Noch schneidet schöne Tafeln ein
der Glaser in die Bilderrahmen,
und Tafeln aus gespaltnem Stein,
in Holz gefaßt, mit einem Namen
beschrieben, trägt das Kind im Arme,
wenn es zum großen Kinderschwarme,
hin zu der lieben Schule geht.
Auch eine Kupfertafel seht

ihr unter eines Künstlers Hand.
Doch nicht genug! Der Klempner treibet
in viele Tafeln einen Rand,
auf die man schwarz den Namen schreibet,
sie bei der Klingel an die Wand
befestiget. Nun, Kinder, kennt
ihr viele Tafeln; doch ihr nennt
mir jene nicht, vor der Minnona saß.
Sie war — so weiß wie Pergament,
sehr glatt, und, wie geschliffnes Glas,
von allen Flecken rein,
sie war — aus Elfenbein.

Minnona, ein geschicktes Mädchen, mahlte nemlich auf dem Täfelchen ihren Vater ab. Doch dieser war selbst nicht zugegen, sondern nur sein Bildniß, welches neulich ein Mahler aus Berlin mit dem kleinen Finger und mit Farbenstiften so meisterhaft auf braunen Grund getragen hatte, daß man fast behaupten konnte, der Vater kucke aus dem goldnen Rahmen.

Jetzt war das Mädchen ganz mit dem Geiste und der Hand beschäftiget, die himmelblauen Augen des Vaters in ihrer natürlichen Milde

dar=

darzustellen, als Therese, ihre jüngere Schwester, an das Tischchen trat, und fragte, ob sie den kleinen Pinsel nehmen dürfte? Sie wollte auf ein Blatt Papier ein schönes Blümchen mahlen.

Ja, nimm ihn! sprach Minnona, und zog eine Falte auf der Stirn, weil Therese sie in ihrem Eifer störete.

Die kleine Schwester konnte die Rose, welche sie mit Bleistifte an der Fensterscheibe abgezeichnet hatte, nicht mit dem Pinsel karminroth färben, weil seine schwache Spitze zu wenig Farbe hergab. Das Mädchen wußte sich zu helfen; sie drückte den Pinsel breit, und schmierte so die Farbe aufs Papier. Das schadete den feinen Haren sehr.

Minnona hatte jetzt auch des Pinsels nöthig, und suchte ihn auf ihrem Tischchen lange vergeblich mit vielem Aerger. Zuletzt sprach sie: wo ist, in aller Welt, mein kleiner Pinsel hin? Du hast ihn wohl hinabgerissen, Therese?

Die letzte sprang herbei, und legte ihr den Kiel mit ausgespreizten, abgeriebenen Haren (denn Pinsel konnte man ihn nicht mehr nennen) hin auf den Tisch.

Was ist das! schrie Minnona ganz erbittert. Wie kannst du, unverschämtes Mädchen, mir den kleinen Pinsel nehmen?

Du hast es mir ja erlaubet, antwortete Therese ganz betroffen.

Minnona. Wie? ich erlaubt! Den großen Pinsel hast du haben wollen.

Therese. Nein, nein, bestimmt habe ich gesagt den kleinen.

Minnona. Es ist nicht wahr. Du weißt immer nicht, was du sprichst.

Therese. Je, du hast falsch gehöret.

Minnona. Habe ich nicht zu dir noch gesagt: den großen kannst du nehmen?

Therese. Das hast du aber nicht gesagt. Ich habe, Gott sei Dank, doch auch zwei Ohren.

Minnona. Nicht alle Mal. Du hörest immer falsch!

Therese. Du giebst das andern Schuld, was doch dein eigner Fehler ist.

Halt's Maul! rief Minnona aus Zorne, sprang auf, und wollte ihre Schwester schlagen. Da warf sie in der Hitze das Glas mit buntem

Wasser um, in dem die Pinsel abgewaschen wurden. Das Glas selbst hatte das Schicksal seines Gleichen, wobei man ausruft: lebet doch der Glaser noch! Allein das Farbenwasser richtete sehr vielen Schaden an. Es floß über das Elfenbeintäfelchen, und überzog die Mahlerei mit seinem Farbenschmutze.

Minnona wurde heftig, weinte laut, und würde es Theresen haben entgelten lassen, wenn nicht die Mutter jetzt hinzugetreten wäre. Sie hatte alles still mit angehöret, und den Ausgang ruhig erwartet.

Minnona, sprach sie, sieh! du bist gerecht gestraft. Du hast vorhin falsch gehöret, und dennoch willst du dem andern die Schuld beimessen. Dein Fehler hat nun dir alle Freude und alle angewendete Mühe verdorben. Das Bildchen soll mit Farbe überzogen bleiben, wie es jetzt ist, und unter dem Spiegel hangen, damit du dich immerwährend an deinen Fehler erinnern kannst.

11.

Der Geburtstag.

Viele Knaben und Mädchen saßen um einen runden Tisch, auf welchem Teller mit Obste, Nüssen und Kuchen standen. Des kleinen Osmund Geburtstag wurde heute gefeiert. Indem die Kinder ihre Nüsse knackten, die Aepfel schälten, und den Kuchen mit Wohlbehagen speiseten, erzähleten sie einander mancherlei, was Kinder gern erzählen: von ihren Kleidern, ihren Spielsachen, Büchern und so weiter.

Ich habe doch das schönste unter allen, sprach Theobert. Mein Vater hat mir an Weihnachten eine große Schachtel mit bleiernen Husaren geschenket, die setze ich auf meinen Tisch, und stelle sie in eine Reihe; dann rufe ich: halt, richtet euch! Und wenn sie reiten sollen, dann nehme ich einen Stock, und schiebe sie von hinten alle fort.

Da habe ich sie besser! antwortete Osmund. Mein Vater hat mir von der leipziger Messe

einen Husaren mitgebracht, der sprengt von selbst, wenn ich an einem Faden ziehe. Ein anderer Reiter hauet mit seinem Degen, wenn ich ihn auf dem Tische fahre.

Ei, das ist schön, sprach Ludolph; aber mein großer Baukasten ist mir doch noch lieber! Ich kann ein schönes Haus daraus zusammensetzen, groß oder klein, so wie ich's haben will. Schornsteine, Dächer, Thüren, Fenster, alles finde ich in meinem Kasten.

O, das ist gar nichts! erwiederte Osmund. Ich habe so viele Steine in meinem Kasten, daß ich die schönste Kirche bauen kann. Da fehlet nichts, sogar die Kirchenstufen sind dabei. Und auf dem Thurme hangen ordentliche Klocken, die kann ich an einem seidenen Schnürchen läuten.

Ei, diesen Kasten möchte ich doch sehen, sprach Ludolph.

Mein Vater hat ihn heute weggeschlossen, antwortete Osmund.

Darauf fing Agnes an: ich habe schöne Puppen. Zwei kleine liegen noch in Betten, eins in der Wiege, das andere im Himmelbette. Die

futtere ich mit einem niedlichen Löffelchen. Und eine große lehnet auf der Kommode, die ist so groß wie ich. Ich ziehe sie bald aus, bald wieder an, und Mama siehèt manchmal zu. Zwei Häubchen habe ich für sie, drei Hüte, und ein rothes seidenes Netz; ach, noch recht viele Schleppkleider, Unterröckchen, Ridiküls und ein Sonnenschirmchen.

O, meine kleine Küche ist auch recht schön! sprach dann Rosalie. Ich habe Kessel und Eimer und Schüsseln, und alles, was ich in der Küche brauche.

Geht doch, ihr Mädchen, mit euern Puppen! sprach Leopold. Ich lobe mir die Schmetterlinge, die in meinem Glasschränkchen angespießet sind. Ich habe es manchmal mir recht sauer werden lassen, sie zu erhaschen. Viele habe ich auch gekaufet, und das für mein Taschengeld. Aber es sind auch schöne Schmetterlinge.

Hast du wohl einen Schmetterling aus China mit durchbrochenen Flügeln? Den habe ich in meiner Sammlung, sprach Osmund. Ich wollte sie euch zeigen; aber sie hangt in des Vaters

Stube. Der Schmetterling ist wohl zwei Mal größer noch, als meine Hand.

Das ist erstaunlich! sagte Ludolph.

Mein Vater hat ein Bilderbuch; in diesem blättere ich oft, und habe so einen Schmetterling schon abgemahlt gesehen, sprach Bruno. Ach, ich freue mich am meisten über meine Bücher! Ich will sie euch gleich an den Fingern herzählen. Das große Bilderbuch ist eins, das alte zwei, das sehr zerrissene drei, das Fabelbuch vier, der Kinderfreund fünf, die Sprachlehre sechs — sechs! mehrere habe ich doch nicht!

Nun das sind wenige genug! antwortete Osmund. In meinem Bücherschranke stehen über funfzig. Ich kann sie kaum mehr setzen. Alle sind in Maroquinpapier eingebunden, und haben einen goldenen Schnitt.

Am Sonntage hat mir der Schneider dieses neue Kleid gebracht, sprach Theobul, indem er wohlgefällig seinen Rock besahe, und in den blanken Knöpfen sich spiegelte. Die Mutter spricht, es stehe mir recht gut, ich solle es nur nicht gleich verderben. Gefällt's euch nicht?

O ja! sprach Osmund; aber meinen guten Anzug solltest du erst sehen! Er hangt im Kleiderschranke. Der Spenzer ist mit Seide gefuttert, die Klappen sind aus Sammet, und die Knöpfe sind aus purem Silber. Ich habe alles selbst bezahlet.

Du hast wohl viel in deiner Sparbüchse? fragte Agnes.

Noch über vierzig Thaler! antwortete Osmund.

Ich habe gar keine Sparbüchse, sprach Rosalie. Mein Vater hebt mir einen Thaler auf, den ich zum heiligen Christe von dem Herrn Pathen bekommen habe. Der Kurfürst ist darauf abgebildet; doch hat er keinen Zopf eingebunden, die Hare hangen liederlich umher. Das soll ich aber niemand sagen, der Vater hat es mir verboten. Er spricht, ich käme sonst aufs Zuchthaus. Der Vater hat den Thaler nun versteckt, ich kann ihn nirgends finden. Die Mutter spricht: er liegt in Vaters Schreibeschranke. Den habe ich neulich ganz durchstört, und Schläge noch dafür bekommen; aber den

Thaler mit dem liederlichen Kurfürsten habe ich nicht erwischen können. Ich möchte ihn recht gern noch ein Mal sehen.

Jetzt trat der Vater Osmunds in die Stube. Er hatte nebenbei alles mit angehöret, was die Kinder unter einander sprachen. Weil er schon mehrere Male da gewesen war: so blieben die Kinder auf ihren Stühlen sitzen; allein sie schwiegen, und saßen ehrbar dort. Der Vater sprach: ihr Kinderchen, ich habe in der Nebenstube gehöret, daß Osmund euch auf seine schönen Sachen neugierig gemacht hat. Ihr sollt sie alle jetzt betrachten, auch das viele Geld in seiner Sparbüchse zählen.

Die Kinder druckten ihre Freude verschieden aus.

Eins klatschte in die Hände,
ein andres schlang das Schnupftuch um das Knie,
und zog an jedem Ende
das Tuch zusammen. Dem verlieh
die Freude so viel Schwung,
daß er, sich stützend auf den Tisch,

durch einen Sprung
vom Stuhle flog,
und beide Füße nach sich zog.
Und dort ertönte ein Gemisch
von ach! o schön! und ei!
Dem kleinen Osmund nur
war gar nicht wohl dabei:
denn bei des Vaters Worten fuhr
er schnell zusammen, wie erschreckt.
Dann saß er dort, die Füße ausgestreckt,
und sahe starr zur Erde nieder.
Er konnte es nicht wagen,
die Augen wieder
empor zu schlagen.

Jetzt flog die hohe Flügelthür zurück, und Liebwald, der Bediente, trat mit dem Stubenmädchen in das Zimmer. Sie trugen beide ein Behältniß mit vier Ecken, das aus Weidenruthen geflochten war, an Henkeln in das Zimmer, und setzten es mitten auf den Tisch.

Der Vater schlug den übergebreiteten Teppich zurück, und nahm einen hölzernen Husaren aus dem Korbe.

Das ist der einzige Husar, den Osmund hat. sprach er. Nun, Sohn, laß ihn doch sprengen! Du wirst wohl wissen, wo der Faden ist, an dem du ziehen kannst.

Der Knabe wurde roth, und hielt die Hand vor das Gesicht. Die übrigen Kinder lächelten einander an.

„Wir wollen den Husaren
doch auf dem Tische fahren!"
spricht dann der Vater weiter.
„Vielleicht ist es der Reiter
der mit dem Degen um sich haut."
Er fährt; doch mag er fahren, wie er will,
der Reiter hält die Arme steif und still,
und alle Kinder lachen schon halblaut.

Ein Kästchen nimmt der Vater dann, und öffnet es. Aus diesem schüttet er fast gegen funfzig Steine, aus Holze zwar, doch eingerichtet, ein Häuschen aus ihnen zu erbauen. Auch viele sind bemahlt mit Fenstern und mit Thüren, wonach man sie bei dem Zusammensetzen brauchet. Der Vater spricht dann: nun Osmund,

setze uns die schöne Kirche auf! Die Treppenstufen darfst du nicht vergessen, auch nicht den Klockenthurm.

Beschämt saß Osmund dort, hielt vor die Stirn die rechte Hand, und nickte trotzend mit dem Kopfe. Die Kinder lachten lauter jetzt.

Dann griff der Vater wieder in den Korb, und zog ein großes Buch hervor, in Quartformat, wie euer Schreibebuch. — Das ist Osmunds Schmetterlingssammlung, sprach er! Er blätterte im Buche, zeigte den Kindern einen großen, braunen Schmetterling, und sprach: das ist der Schmetterling aus China mit durchbrochenen Flügeln *).

Der Knabe wurde trotziger, und schlug mit beiden Händen rückwärts, als ihm sein Nachbar Theobert unter die bedeckten Augen sahe. Mit Verlegenheit bemerkten dieß die andern Kinder, und Adolph sprach: das schöne Buch hat auch

---

*) Das Buch war Bertuchs Bilderbuch. Man kann den Schmetterling im vierten Bande Nr. 68. sehen. Er heißt der braune Atlas, und ist eines der schönsten Thiere dieser Gattung.

mein Vater; er zeiget mir immer so ein Bildchen, wenn ich recht artig gewesen bin, und mich mit den Geschwistern nicht gezanket habe.

Jetzt hob Osmunds Vater andere Bücher aus dem Korbe. Sie waren alle in einen Riemen geschnallet; die meisten hatten keine Deckel mehr.

Dieß sind die funfzig Bücher mit goldenem Schnitte in Maroquin eingebunden, sagte er zu den Kindern. Ich habe sie von dem Bedienten aus allen Winkeln zusammen suchen lassen. Mein Osmund hat sie überall umhergesteckt, weil sie ins Bücherschränkchen nicht mehr gehen.

Osmund weinte laut, und fing dabei zu murren an. Die Kinder wurden ängstlich, und befürchteten, daß er seinen Vater erzürnen würde. Aber ganz gelassen zog dieser ein Kleid hervor. Es war schon längst gebraucht, und älter als der Anzug, mit dem Osmund heute geputzet war.

Dieß ist der Anzug, den mein Osmund außer seinem jetzigen besitzet, sagte der Vater. Von Sammet, seidenem Futter und von den silbernen Knöpfen sehe ich freilich nichts; allein es könnte sein, daß Osmund sich von seinem

ersparten Gelde ganz heimlich einen Anzug hätte machen lassen. Wir wollen also sehen, ob es mit seiner Sparbüchse so gut beschaffen ist, wie er es saget.

Nach diesen Worten nahm er eine blecherne Büchse aus dem Korbe, eröffnete sie, und schüttete das Geld auf den Tisch. Jetzt lachten die Kinder laut auf, als dreizehen Sechser und fünf ganze Groschen auf dem Tische lagen.

Im höchsten Trotze wollte Osmund aus der Stube laufen; allein der Vater sprach mit ernster Stimme: du bleibst! Wie oft habe ich dich vor dem Aufschneiden gewarnet; du wirst dadurch der gröbste Lügner. Es thut mir wehe, daß ich dich heute an deinem Geburtstage dafür strafen muß; allein du hast nicht gehöret, also mußt du fühlen. Und ihr, liebe Kinder, nehmet ein Beispiel an diesem Knaben. Laßt euch nie zur Aufschneiderei verleiten. Ihr werdet nur dadurch verächtlich.

Die Kinder sahen dieses ein, und scheueten sich wirklich in der Zukunft vor dem Fehler, wie vor jedem groben Laster.

12.

Die Reise nach Altenburg.

Es ist doch eine schöne Gewohnheit, auf Ordnung und auf Reinlichkeit zu sehen. Doch diese liebten Franz und Philipp nicht, ein Par Knaben, die schon ihres Alters Zahl mit zwei Ziffern schrieben, der eine mit zwei gleichen, der andere mit zweien, von denen die zweite eins mehr gilt, als die erste.

Vom Morgen bis zum Abende war ihr Leben ekelhaft. Sie verunreinigten das Wasser nicht gern, darum war ihr Gesicht nicht rein, und am Sonnabende fand die Mutter oft das Handtuch weiß, daß sie doch vor acht Tagen in ihrer Söhne Kammer aufgehänget hatte. Im Wasserkruge fand sie Staub. Dann brachte sie es wohl dahin, daß sich die Söhnchen den folgenden Tag mit Seife wuschen: doch ohne vielen Aerger konnte dieses nicht geschehen.

Die Hüte waren kaum acht Tage alt,
so hatten sie schon graue Ränder;

und wenn die Mutter täglich schalt:
so fehlten doch den Schuhen bald die Bän-
der,
bald sahe gar das Oberleder
dem Pelze von dem Fuchse gleich,
bald war es von der Nässe weich.
Hier hingen häufig Har und Feder
im Oberkleide, und die Weste, —
so wie die schlechte, so die beste —
trug überall die Ueberreste
vom längstgehaltnen Mahle noch.
Und wenn ein winzig kleines Loch
im Strumpfe war, so wurde dieß
verachtet, bis es größer riß.

So sahe das äußere der Knaben aus. Allein damit wir nichts vergessen, wollen wir den Zustand ihrer Hände noch berühren, aber nicht diese selbst, wir möchten uns verunreinigen. Die Schweißlöcher und feinen Linien, die sich auf euren Händen kaum merklich zeigen, waren bei Franzen und Philippen sehr ausgezeichnet: denn der Schmutz hatte sie mit seiner wohlbekannten Farbe ausgemahlet.

Die zehen Künstlerglieder waren
von Tinte schwarz gebeizet,
wie bei den Jungen, die in einen Schorn-
stein fahren,
wie bei der Köchinn, die den Ofen heizet.
Die Nägel glichen Adlerklauen,
und beide Knaben hatten sich gewöhnet,
an ihnen stets zu kauen.
Deßwegen wurden sie verhöhnet,
mit Ekelnamen oft belegt.
Doch wer sich ausgeschämet hat, verträgt
dergleichen willig, wie der träge
und faule Esel seine Schläge.

So stand es um die Reinlichkeit, wie wird es um die liebe Ordnung stehen?

Um neun Uhr ging die Schule an,
da hörte man
die Knaben täglich klagen:
wer hat mir denn mein Schreibebuch ver-
tragen? —
Wer hat mir nun mein Lesebuch verrissen? —
Wo ist mein Scheller hin? — Das möchte
ich doch wissen,

wer heute hier am Tische hat gestöret! —
Wo ist denn meine Präparation?
Ich habe sie mir gestern überhört,
und heute ist sie fort! —

„Mein Sohn,
gewiß hat sie das Mädchen fortgekehret.
Geh, suche in dem Hofe nach,
dort wird sie sicher liegen!" sprach
die Mutter dann.

„Wenn euch der Schul-
herr schlägt,
so ist es recht!
Ein Kind, das nichts an seinen Ort hin-
legt,
das ist sehr schlecht!"

So mußten denn die Knaben täglich nach ihren Sachen umhersuchen, und kamen gewöhnlich zu spät in die Schule. Natürlich waren sie auch nicht gewöhnet, zu rechter Zeit ihre Arbeiten zu fertigen; daher schrieb sie der Lehrer in das schwarze Buch, und sperrte sie zur Strafe in den Holzstall. Einst mußten sie vor allen Schülern ein Lied hersagen, das ihre Fehler

tadelte, und euch am Ende auch zum Lesen gegeben werden soll; allein der Lehrer erreichte seinen Zweck nicht, die Knaben sagten das ganze Lied ohne Gefühl her, und veränderten keinesweges aus Scham ihre bleiche, ungesunde Gesichtsfarbe.

Sie sahen wohl die Folgen ihrer Fehler ein; doch dieses besserte sie nicht. Ich will euch nur ein Beispiel hier erzählen; das nehmet ihr zur eigenen Warnung an!

Ihr Vater hatte ein Geschäft in Altenburg. Ihr habt vielleicht von eurem Lehrer schon den Namen dieser Stadt nennen hören. Es ist die Stadt, aus deren Schlosse einst Kunz von Kaufungen zwei Prinzen eines Kurfürsten stahl. — Der Knaben Vater wollte nun mit Extrapost dahin fahren, und seine Frau, die beiden Söhne nebst der zweiten Tochter, Nannette, mit sich nehmen. Glaubet ihr wohl, daß drei Pferde diese fünf Personen, den Reisewagen und den Postknecht werden ziehen können? Vielleicht haben die Knaben Erbarmen, und machen es den Thieren leichter. Schon den andern Tag

früh um vier Uhr sollte abgefahren werden, und daran keine Viertelstunde fehlen, weil punkt zehen Uhr der Vater auf dem Rathhause in Altenburg erscheinen mußte. Daher war es nöthig, den Tag vorher sich vorzubereiten. Nannettchen schob daher recht fleißig ein glühendes Eisen in einem metallenen Gehäuse auf ihrer feinen Wäsche umher, auch auf den Hemden und Krausen ihrer Brüder. Sie setzte sich dann an das Fenster, besahe ihre Handschuhe, ihre Strümpfe, und wo sie eine Masche aufgerissen fand, da stellte sie dieselbe mit einer Nadel wieder her Dann kam die Reihe an die Strümpfe ihrer Brüder, in diesen wurden auch die großen Löcher mit der langen Nadel zugewebet. Zuletzt besann sie sich auf alle Kleinigkeiten, die sie an dem künftigen Tage brauchen könnte, und legte alles, sogar die Stecknadeln, in dem ihr angewiesenen Kommodenkasten in Bereitschaft. Dieß Beispiel wirkte auf die Knaben nicht, das war ihnen ja etwas altes; allein des Vaters Warnung, ihre Sachen ja in Ordnung zu halten, sonst würden sie zu Hause bleiben müssen,

setzete doch das Ausklopfstöckchen und die Bürste in Bewegung. Ja, Franz that noch ein übriges, er machte seine Stiefel glänzend. Zwar nicht mit Wachse, das vom Kienöhle aufgelöset und mit Ruße schwarz gefärbet ist, nein, mit der Feuchtigkeit, in welcher der Dotter eines Hühnereies schwimmet.

Jedoch wo Ordnung einmal fehlt, da stellt sie sich nicht plötzlich ein. Ihr werdet's gleich erfahren.

Punkt vier Uhr steht am andern Morgen
der Wagen vor der Thür; der Postknecht
bläst ins Horn,
und Franz läuft, noch erfüllt mit Sorgen,
durchs Haus. So wie den Hengst der
Sporn,
so treibt die Angst den armen Schelm
herum.
Die Knie zittern, und beklommen
ist ihm die Brust, er weinet stumm:
er weiß nicht, wo sein Hut ist hingekommen.

Noch mißlicher stand es um Philippen. Der hatte gar die Weste verloren. Er wollte sie aus

Bett gehänget haben, als er sie neulich ausgezogen hatte; allein sie fand sich heute nirgends, und gestern hatte er sich nicht um sie bekümmert. Er mochte noch so sehr: ach, du mein Gott! schreien, und seine Hände gegen den Himmel heben; es half ihm nichts: kein Wunder führte ihn zu seiner Weste. Als nun der Postknecht schon das dritte Mal in das Horn stieß, da wollte Philipp in die Erde sinken; er hatte keine Thränen mehr, die Augenlieder waren roth und aufgeschwollen, sein Schluchzen war erschöpfet, die Stimme war ihm heiser, und seine Hände waren roth gerungen.

Dem Bruder Franz war auch nicht wohl zu Muthe; er rückte jeden großen Kasten weiter von der Wand, lag hier und dort in seinen guten Kleidern auf den Dielen, um unter die Schränke zu sehen, und stieg sogar bis auf den Oberboden: denn beide Knaben hatten einen allzu großen Kleiderschrank, das ganze Haus, — und jede Thürangel war ihr Kleiderhaken.

Der Vater sprach zu beiden Söhnen: ich kann nicht länger auf euch warten! Eine halbe Stunde

habe ich schon hingegeben. Das ist nun eure Strafe! Ihr bleibet hier, gehet in die Schule, und gehorchet eurer ältesten Schwester, die unterdeß über das Haus die Aufsicht haben soll.

Diese Worte waren wie ein Donnerschlag für beide Knaben. Philipp konnte freilich keine Bitte wagen, denn ohne reine Weste durfte er nicht mitfahren; doch Franz hoffte noch an der Reise Theil nehmen zu können, wenn Philipp seinen Hut ihm liehe. Um diesen bat er seinen Bruder.

So leihe du mir doch lieber deine reine Weste! antwortete Philipp. Muß ich da bleiben, nun, so brauchst du auch nicht mitzufahren.

Da wendete sich noch ein Mal der Vater zu den Knaben, und sprach: ihr seid nicht allein liederlich, ihr gönnet auch einander nicht einmal die kleinste Freude. Ich bin ein sehr unglücklicher Vater! Gute Knaben würden von selbst einander das fehlende angeboten und aufgedrungen haben, damit der eine doch die Freude genieße. Ihr bleibet hier!

So stieg er in den Wagen, und mit ihm setzten sich sein Weib und seine Tochter ein.

Nun hatten Franz und Philipp Zeit, das fehlende zu suchen.

Franz war so glücklich, noch den Hut zu finden. Er lag im Schuppen hinter einem Haufen Holz. Da hatte er ihn gestern liegen lassen, als er mit seinen Bruder Ball spielte.

Vergeblich eilte er dem Wagen nach. Bis zu dem Thore war er gesprungen ohne nachzulassen; allein dort sahe er keinen Wagen mehr, und mußte lange auf der steinernen Brücke ruhen, ehe er gehörig Athem wieder schöpfen konnte.

Nachmittags schüttelte die Magd die Betten auf, und brachte sie in Ordnung, da fand sie unten in dem Strohe Philipps Weste.

Nun glaubt ihr wohl, die Knaben hätten sich gebessert? Da irrt ihr sehr! Am andern Tage konnte Franz den Hut schon wieder nicht finden, und Philipp suchte am dritten Tage überall das Taschenmesser, das ihm Nannettchen zum Geschenke von Altenburg mitgebracht hatte.

Doch genug von diesen Knaben! Ich setze euch das Liedchen her, das sie einst vor den Schülern deklamiren mußten.

Lob der Reinlichkeit und Ordnung.

Wer Reinlichkeit und Ordnung liebt,
ja, der ist unser Mann!
Er ist es, der ein Beispiel giebt,
dem jeder folgen kann.

Und wer ihm folgt, dem singt das Chor
der Knaben Lobgesang:
er leuchtet ja vor allen vor
an Kleidung, That und Gang.

Sein immer reinliches Gesicht
glüht wie die Ros' im Mai,
die Hände färbet Tinte nicht,
das Har ist federfrei.

Sein Anzug ist stets unbefleckt,
die Wäsche immer rein.
Wen ziert ein Kleid, mit Schmutz bedeckt,
sei es auch noch so fein?

Wer Ordnung liebt, vermisset nicht
das, was man ihm verlieh,
er neigt ein suchendes Gesicht
zum Stubenstaube nie.

Ein jeder Tag ist ihm Gewinn:
die Zeit ist eingetheilt;
sie fließt ihm nicht bei Suchen hin,
nichts zwingt ihn, daß er eilt.

Und was er macht, geräth ihm gut,
geschieht zur rechten Zeit;
zur Schule wandelt er mit Muth,
zum Lernen längst bereit.

Der Liederliche schleicht und hangt
im Kleide, und gefiel
noch keinem Menschen, ihn verlangt
kein Kind zum frohen Spiel.

Und ach! die gute Mutter schaut
mit Wehmuth auf den Sohn:
die Hoffnung, die sie auf ihn baut,
sinkt, leider! zeitig schon.

Wer Reinlichkeit und Ordnung liebt,
nur der ist unser Mann!
Er ist es, der ein Beispiel giebt,
dem jeder folgen kann.

13.

Das Feuerzeug.

(Zugabe zum vorigen.)

In einem Stübchen, eng und klein,
wohnt Herr Bartholdus Mäder
mit seiner Frau im friedlichen Verein.
Er nährt sich von der Feder:
denn er schreibt kunstreich, und so rein,
daß man wohl möchte wetten,
in Kupfer sei
die Schreiberei
gewiß gestochen.

Der brave Mann verläßt die Betten,
sobald der Tag ist angebrochen:
dann setzt er sich, und schreibt und schreibt,
so lange Licht im Stübchen bleibt.
Jetzt endlich macht er Feierabend,
läßt seine müden Finger ruhen,
und sitzt, sich an dem Pfeifchen labend,
im Schlafrock dort und in den grünen
Schuhen.

Ihm ist nicht viel beschieden,
und er lebt doch zufrieden.

Jüngst saß er Abends, steif und matt,
an seinem Schreibetische,
und zog aus dem Gemische
von Schreiberein ein Zeitungsblatt;
dann brachte er am Streifchen
von einem Stempelbogen
in hellen Brand sein Pfeifchen.
Doch, angelocket, flogen
zwei Mücken plötzlich in das Licht,
und fielen halb verbrannt
zum Talge nieder,
und es ermannt
sich keine wieder:
sie bleiben dicht
am Dochte liegen.
Aus ist es mit dem Fliegen.

Herr Mäder wollte nun die Körper der Insekten von dem Talge sondern, und den zu langen, ausgebrannten Docht mit der besondern Schere kürzen; allein er schnitt zu kurz, und löschete das Licht aus.

Da konnten nun die beiden Leutchen verstecken

spielen; doch für jetzt beliebte dieses ihnen nicht. Herr Mäder wollte gern die Neuigkeiten lesen, er bat daher sein Weib, das Talglicht wieder anzuzünden.

Die Noth der Frau war groß, wo sollte sie das Feuerzeug nun finden? Wer jedem Dinge seinen Platz gegeben hat, der kann es suchen, wenn es auch die finstre Nacht verbirgt. So standen aber, leider! die Sachen bei der Madam Mäder nicht. Sie setzte alles an den ersten, besten Ort, damit sie nur die Unbequemlichkeit nicht hatte, es lange in den Händen bis zu dem rechten Platze zu tragen. Freilich hatte sie dann die Unbequemlichkeit, daß sie mit Zeitverluste alles wieder suchen mußte.

Jetzt ging sie in die Küche, und stieß sich an den Schemel, der in dem Wege stand; dann fühlte sie mit beiden Händen auf dem Tische und auf dem Heerde hin und her. Die Finger wurden schwarz, die konnte sie aber nicht sehen; doch hätte sie gewiß lieber dieselben sehen mögen, als die Finsterniß; auch hatte sie das Unglück, einen Topf mit Milch herabzustoßen, so daß sie auf die Sahne in den Kaffee für Morgen Verzicht thun

mußte. Bei allem Unglücke war das Feuerzeug noch nicht gefunden.

Das arme Weib tappte jetzt an das Schüsselbret, und streckte vorsichtig ihre Hände zum Schutze des Gesichtes aus. Sie strich nun mit der Hand von Brete zu Brete, indem ein einziger Sinn nur thätig war, bis sie zuletzt an einen Teller stieß, und die Erschütterung durch alle Teller lief, daß einer nach dem andern klappend niederfiel.

Das war zu arg! Geängstiget und weinend trat sie in die Stube.

Sie fürchtete, es reiße bald, durch ihre Schuld,
des lieben Mannes Lammgeduld.
Doch dieser dankte Gott, daß seine Frau
belehret war, wie gut die Ordnung sei.
Wo bleibt das Licht? sprach er sehr lau.
Sein Weib gelobte ohne Heuchelei,
in Zukunft solle stets die Ordnung bei ihr walten;
und sie hat Wort gehalten.

Nun fachte selbst der Mann
mit glühndem Zunderschwamme

zur hellen Flamme
zwei todte Kohlen an,
hielt dann Papier darauf,
und fing das Feuer auf.
Bald sahe man das Talglicht brennen,
und konnte nun den Schaden ganz
bei Lichtes Glanz
genau erkennen.
Die arme Frau
durchsuchte jetzt genau
die Küche und den Herd, und fand
das Feuerzeug, das hinter Töpfen stand.

14.

Die Bilderbude.

Jahrmarkt ist in diesem Buche schon zwei Mal gewesen, und jetzt sollt ihr zum dritten Male von ihm hören; doch in dem ganzen Jahre ist auch öfter Jahrmarkt.

Ein Lehrer, Namens Reimann, führte seine beiden Zöglinge auf den Markt geraden Weges

zu der Bilderbude, in der man schöne Kupferstiche sahe, in Landkarten blättern, und alle Dinge, die zum Mahlen und Zeichnen nöthig sind, recht billig kaufen konnte.

Herr Reimann ließ sich gleich die neuesten Karten zeigen, in denen nicht, wie bei dem Spiele, Könige, sondern Königreiche abgezeichnet sind. Unterdeß blätterten die Knaben in dem großen Packe augsburgischer Bilder, und freueten sich über die bunten Bogen, auf welchen Jagden, Fischereien, Soldaten und Handelsleute mit Besen, Leitern, Rettigen, Bürsten und dergleichen Dingen abgemahlet waren.

Auch fanden sie ein Blatt mit der verkehrten Welt,
wo, umgekehrt, die Uhr den Menschen stellt,
der Apfel in die Höhe fällt,
das Schaf sich eine Herde Menschen hält,
der Fisch den Fischer an der Angel fängt,
der Ochs den Schlächter an das Schlachtholz hängt,
das kleine Kind die Mutter wiegt,

der

der Arzt anstatt des Kranken in dem Bette
liegt,
die Lerche über Geier siegt,
die Henne schwimmt, der Karpfen fliegt,
die Gans in einem Bauer singt,
die Maus nach einer Katze springt,
der Esel auf den Treiber schlägt,
der Säcke zu der Mühle trägt,
das Bier in Tonnen Wassers fließt,
der Hase einen Jäger schießt,
die Frau am Schreibepulte sitzt,
der Mann am Waschgefäße schwitzt.

Das war ein reizendes Bild! Gern hätte es jeder der Knaben gekaufet, aber weil eins genug war, so kauften sie sich dasselbe aus gemeinschaftlicher Kasse.

Unterdeß trat ein Knabe von zwölf Jahren an die Bude. Er machte so vieles Geräusch, daß Herr Reimann ihn auch bemerken mußte. Der junge Herr von Widerdrieß, so war des Knaben Vatername, that sehr kenntnißreich, und sprach mit kurzen Worten und einer hohen Miene. Deßwegen sahe ihn Herr Reimann

bewundernd an, und nahm sich's vor, ihn aufmerksam zu beobachten.

Die Bleistifte zeigen Sie, die besten! sprach Widerdrieß zum Bilderhändler Qualm. Dieser setzte vor ihm einen breiten, niedrigen Kasten hin, in dem die Bleistifte nach ihrer Sorte lagen. Widerdrieß schabte mit dem Nagel des rechten Daumens an dem Bleie, das aus der wohlriechenden Holzeinfassung vorglänzete; allein er fand keinen, der nach seiner Meinung echt englisch war.

Ja, besser habe ich sie nicht! sprach der Kunsthändler. Doch kann ich Ihnen versichern, daß ich echte, englische Waren führe. Hier sind noch andere Bleistifte, vielleicht stehet Ihnen einer davon an. Der Knabe stellete Versuche an, und fand die Bleistifte vortrefflich.

Das sind nun gerade keine englischen! antwortete Qualm. Sie sind aus Potsdam.

O, das werden Sie mir doch nicht weiß machen wollen? Ich muß es auch verstehen! antwortete der Knabe.

Nun mir ist's einerlei. Bezahlen Sie den

Bleistift nur für einen englischen. Acht Groschen kostet einer, sprach Qualm.

Ich nehme ihn. Nun Pinsel her, französische! befahl der junge Herr.

Ein blauer Pappenkasten wurde ihm nun vorgeschoben. „Hier liegen Pinsel für die Oehlfarben," sprach Qualm, „hier für die Wasserfarben. Das sind französische, und das sind münchner." Der Knabe wählte sich ein Dutzend, ohne sie erst durch den Mund zu ziehen, und zu versuchen, ob sie sich steif und fein spitzten. Er nahm sogar zwei Pinsel mit starken Haren für die Oehlmahlerei.

Herr Reimann erinnerte ihn daher sanft, er möchte die Pinsel nicht auf gutes Glück kaufen, sondern erst versuchen. Auch zeigte er ihm, wie er es machen sollte.

Die Pinsel sind gut! antwortete der Knabe kalt. Ich denke, daß ich's auch verstehe.

Herr Reimann schwieg. — Jetzt forderte der Knabe Tusche. Qualm deckte einen netten Pappenkasten auf. Hier lagen viele Stückchen Tusche aus China sowohl, als aus England und

Berlin. Die feinsten waren in besondern kleinen, mit Seidenzeuge überzogenen Kästchen befindlich. Widerdrieß benetzte einzelne Täfelchen mit dem Munde, und strich sie auf die Hand. Herr Reimann that dieses auch, und sprach, als jener sich ein Stück gewählet hatte: ich würde Ihnen mehr zu dieser Tafel rathen, wenn Sie die feinste suchen. Die, welche Sie erwählen, ist nicht fein.

„Ich weiß nicht, warum Sie sich mir zum Rathgeber aufdringen!" sprach Widerdrieß so keck, als redete er mit seinem Bedienten. „Ich verstehe, was ich kaufe. Es kostet mir auch mein Geld!"

Mein junger Freund, sprach Herr Reimann, Sie dauern mich! Ein böser Fehler hat Sie schon verdorben, und wird Sie immer mehr verderben! Der Fehler heißet Eigendünkel. Sie trauen sich selbst Einsichten genug zu, und verachten der andern Rath. Wie können Sie sich denn ohne andrer Hilfe und mit diesem Fehler zum guten, brauchbaren Menschen bilden? Ich warne Sie, als ein Freund der Menschen. Sie werden es

dereinst zu spät bereuen, wenn Sie der eignen Klugheit zu viel trauen.

Man höret es, daß sie ein Informator sind! sprach der Knabe höhnisch; wodurch er seine Verlegenheit verbergen wollte. Er bezahlete sehr theuer seine Tusche, und ging mit stolzen Schritten von der Bude.

Doch jetzt rief eine Stimme: Max, Max! Erschrocken blieb der Knabe stehen, und sahe seinen Vater hinter der Bude vortreten.

Der Kammerherr von Widerdrieß ging auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn zu Herrn Reimann; dann sprach er: hier diesem braven Manne reiche deine Hand, und bitte ihm das angethane Unrecht ab! Er zeigte dir den Spiegel, wie ich's täglich thue; darum bist du ihm vielen Dank schuldig.

Dann sprach er zu Herrn Reimann: welch ein unglücklicher Vater bin ich doch! Ich habe einen Sohn, der keinen Rath annehmen, auf keine Warnung hören will. Wie Sie sehen, bewache ich ihn bei jedem Schritte, und schlich sogar heute hinter Buden weg, damit ich ihn

nicht aus dem Auge verlieren konnte, und dennoch stürzet ihn sein Eigendünkel ins Verderben.

Der Vater ging mit seinem Sohne fort, und Reimann sahe ihm mit Wehmuth nach. „O Kinder, hütet euch vor diesem Fehler," sprach er dann zu seinen Zöglingen, die wahren Abscheu vor dem Knaben hatten. „Nehmet gern und dankbar den Rath der Aeltern und verständigen Freunde an, und jeder Mensch ist euer Freund, der euch vor bösem warnet, und euch eure Fehler zeiget. Wer sich selbst klug dünket, wird niemals besser und verständiger werden.

15.

Das schöne Buch.

Christian wachte am Morgen nach der Weihnachtsbescheerung sehr früh auf, und war begierig, die, gestern Abends erhaltenen Geschenke bei Tage zu betrachten.

Allein die Sonne ging erst den Kirgisen auf;
der Zeiger an der Uhr
war, durch den trägen Lauf

der Räder, nur
vier Räume weit
von der bekannten Mittagszahl gewendet;
der Haushahn hatte, schon bereit
zum Locken, sein Gekrähe erst beendet.

Der arme Christian! er wird noch lange warten müssen, ehe der matte Schein des Frühlichtes durch die blumenreichen Fenster dringet. Wie? durch die blumenreichen Fenster! Giebt es im Winter Blumen vor den Fenstern? Diejenigen, welche sich der Winter selbst zum Zeitvertreibe mahlet.

Christian schlug sich im Bette änglich hin und her, bis er die Köchinn in der Nebenstube mit dem Holze klappern hörte. Dann eilte er sich anzukleiden, und in der Stube die Bescheerung zum zweiten Male zu beäugeln.

Ein Buch, in dem er schöne Bilder fand,
lag dort zunächst der Hand.
Zuerst bewundert er den Band;
mit rothem, glänzenden Papier
ist er ganz überzogen, und zur Zier

sind goldne Sternchen eingedrückt.
Ein grüner, runder Titel schmückt
des Rückens Mitte,
und spiegeln kann man sich im goldnen
Schnitte.

Als Christian den Einband noch besahe, trat die Mutter in die Stube, und sprach zu ihm: du mußt das schöne Buch nur recht in Acht nehmen, daß ja der Band nicht Schaden leidet. Der Buchbinder hat sich so viele Mühe gegeben.

Ja, ja, ich will ihn recht in Acht nehmen! sprach Christian.

Ich werde dir einen Bogen Papier geben; in diesen kannst du das Buch einschlagen, erwiederte die Mutter.

Ach Mütterchen, nur heute und morgen nicht! antwortete Christian. Den schönen Einband kann man ja sonst nicht sehen.

Allein es wird zu spät sein, wenn du übermorgen den Bogen umschlagen willst, sprach die Mutter.

Nein, nein, mein Mütterchen! Ich will das Buch recht schonen, wie ein rohes Ei, ent-

gegnete Christian, indem er das Buch in seine Arme schloß.

Nun, ich will dir heute deinen Willen lassen; sprach die Mutter. Doch fürchte ich, du wirst mit Schaden klug werden. Ich kann dir auch von einem Knaben etwas ähnliches erzählen.

Ach ja, erzähle mir von dem Knaben, bat Christian.

Meine Erzählung ist ganz kurz, fuhr die Mutter fort. Wenn Adolph, so hieß der Knabe, einen neuen Ueberrock von seinen Aeltern erhielt, so legte er ihn anfangs den ganzen Tag nicht ab, lehnte sich überall an, und spritzte ohne Vorsicht die Feder aus, indem er sie gegen die Kante des Tisches schnellte. Abends hing er das Kleid da hin, wo es leicht beflecket werden konnte. Erst wenn er Flecke in dem Kleide hatte, und überall die Wolle abgerieben war, dann bürstete und klopfte er den ganzen Tag, und hütete sich, daß er den Arm nicht auf den Tisch legte. Auch zog er dann den Rock aus, sobald es möglich war. Doch davon wuchs die Wolle auf dem Rocke nicht, die Oehl- und Tin-

tenflecke wichen auch nicht vor den scharfen Borsten.

So kniete er mit neuen Beinkleidern auf den Polsterstuhl, doch wenn sie auf den Knien zu zerreißen drohten, dann unterließ er es mit vieler Sorgfalt.

Mit neuen Stiefeln schlürfte er in der Stube oft, und behielt sie bis spät in die Nacht an den Füßen; aber wenn die Sohlen dünner wurden, dann setzte er die Füße bedächtig nieder, und zog des Abends die Pantoffel an. Er machte also den Käfich zu, wenn der Vogel schon fortgeflogen war. Vielleicht wird dir es auch so gehen, mein lieber Christian.

Je, liebe Mutter, sprach Christian, ich will das Buch ja schonen. Jener Knabe schonte seine Sachen anfangs nicht.

Die Mutter schwieg, und sagte nur noch: wer den Schaden will, der darf nicht klagen!

Christian suchte nun ängstlich von seinem Buche jeden Schaden abzuwenden. Er besahe beim hellen Tageslichte die bunten Bilderchen vom neuen, wischte aber erst die Finger ab, ehe

er das Buch angriff, und blies vom Tische jedes Stäubchen, als er dasselbe niederlegen wollte.

Wer in die Stube trat, der mußte sein schönes Buch auch sehen, allein er richtete die Augen nicht von des Fremden Händen, welcher dasselbe berührete, und wurde immer ängstlicher, je länger jener blätterte.

Bald verstrich der kurze Tag, und Christian empfand Müdigkeit, weil er so früh aufgestanden war.

Das Buch im Arme, schlief er ein, und es fiel auf die Erde. Die Kinderfrau hob es auf, als sie den kleinen Christian in das Bett bringen wollte, und legte es auf das Fensterpolster; doch eine Ecke war schon abgestoßen.

Als Christian, wie neugeboren,
am Morgen spät erwachte,
und an das Buch gleich dachte,
fand er's — am Fenster angefroren.

Durch Jammergeschrei setzte er das ganze Haus in Bewegung, und die Mutter glaubte, er habe sich die Augen beschädiget, weil er diese fest zuhielt. Als er ihr aber das Unglück mit dem

Buche klagte, sprach sie: der Vogel ist nun ausgeflogen, nun wirst du den Käfich zu spät zuschließen. Du hast einmal den Schaden, du mußt dich also zufrieden geben; rühre aber das Buch nicht an, der Schaden möchte größer werden. Es wird schon selbst abthauen, sobald die Stube wärmer wird.

Doch ungeduldig und mit Thränen in den Augen trat Christian an das Fenster, und biegte so lange an dem Buche, bis es sich knickernd vom Eise lösete. Allein der rothe Papierüberzug blieb theilweis an dem Eise kleben.

Jetzt schlug Christian das Buch in Papier ein!

16.

Die Sonne im Spiegel.

In einem Städtchen lebt ein Mann,
(ist einmal Offizier gewesen,)
der weiß nicht viel: denn denkt! er kann
nicht richtig schreiben und nicht lesen.
Das heißt, der Mann ist ziemlich dumm.

Ihn nennen viele Leute
den Hauptmann von Kapernaum:
weil er die Flintenkugeln scheute,
und, statt zu ziehen in den Krieg,
viel lieber zu Mamachen zog,
ins warme Bett zum Scheine stieg,
und eine schwere Krankheit log.

Was aber dem Manne am Muthe und Verstande abgehet, das hat er reichlich an klingender Münze von dem Schicksale erhalten.

Der Mann ist also reich
und arm zugleich,
Ja, ob er schon den Mutterwitz
im Leben nicht kann pachten,
so ist er dennoch im Besitz
von vielen Dingen,
die besser klingen
als aller Witz,
und, wie leicht zu erachten,
ihm viele Freunde bringen,
die obendrein in Versen ihn besingen,
jedoch im Rücken ihn belachen,
und, wie die Hasen, Männchen machen.

Das beste war es noch, daß unser Hauptmann seinen Mangel gar nicht kennen gelernet hatte. Er brauchte sich also nicht zu grämen. Allein dieß machte ihn nun wieder unerträglich: denn er glaubte vielen Verstand und viele Einsichten zu besitzen, und tadelte gern alles.

Die Speisen konnte man ihm nicht
zu Danke kochen;
er hatte kaum ein Fleischgericht
gerochen:
so kitzelte die Tadelsucht
mehr, als die Speise, seine Zunge.
Stets war die Köchinn in der Flucht,
der Diener auf dem Sprunge;
die Speisen wurden oft
ganz unverhofft
zurück gesendet.
Der Herr befahl dabei:
es werde mancherlei
noch angewendet!

Bald fehlte Salz,
bald fehlte Schmalz,

bald Zimmt und Zucker,
bald wär das Fleisch nicht gar.

Der arme Schlucker!
Man ließ die Speise,
so wie sie war,
und dennoch sprach er weise:
nun! ist es jetzt nicht besser?
Das Mädchen mit dem Küchenmesser
und der Bediente lachten dann
recht herzlich über den drolligen Mann.

Einst fiel es ihm ein, sein Bildniß auf die Nachwelt zu bringen. Er ließ daher einen geschickten Mahler zu sich rufen, und mit Oehlfarben sein Brustbild auf Leinewand mahlen. Ohne den Herrn Hauptmann hätte das Bild gar nicht gemahlet werden können; er mußte also doch das meiste dazu beigetragen haben, wenigstens rühmte er sich, recht still gesessen zu haben. Das Gemählde war nun fertig, und so wohl gerathen, daß jedermann den Meister lobte; allein der Hauptmann wußte noch manches daran zu tadeln. Mein Gott, sprach er, daß ich doch alles sehe!

Hier ist die Nase noch etwas zu breit; die Augen sind nicht blau genug.

Das kann ich gleich abändern, sprach der Mahler. Er nahm den Pinsel,

und tauchte ihn zum Schein
in Farben ein,
und strich und strich
bis eine Nase der andern glich.
So überfährt er schlau
die Augen
mit nichts, und färbt sie blau.
Nun, spricht er, saugen
sie ganz den Himmel ein.
Und wem die Sucht zu tadeln plagt,
wer jetzt noch sagt,
daß sie nicht ähnlich sind,
der muß halb blind
auf beiden Augen sein!

Ja, nun ist es gleich anders, sprach der Hauptmann. Sehen Sie, daß ich es wohl bemerkte. Was doch gleich ein par Pinselstriche thun! — Lächelnd strich der Mahler das aufgezählete Geld für seine Mühe ein, und sprach:

wenn Sie noch einen Mangel entdecken, so lassen Sie mich nur rufen, ich kann gleich abändern.

Dieß wären nun Beispiele genug von unsers Hauptmanns Tadelsucht; allein das beste habe ich bis zuletzt aufbewahret, jetzt soll es folgen.

Neulich erhielt der Hauptmann einen großen Kasten aus Berlin durch den Schiffer Steuer. Er war drei Ellen lang, eine Elle breit, und eine Viertelelle hoch. Behutsam mußte ihn der Bediente aufbrechen, und man erblickte — welche Zauberei! — die Zimmerdecke unten in des Kastens Boden; der Kronenleuchter hing auch an ihr, doch strebte er herauswärts.

Das war etwas ganz neumodisches aus einer berliner Fabrik. Der alte Hauptmann wußte zwar zuvor, was in dem Kasten war, allein er hatte sich das ganze nicht so schön vorgestellet; er sprang daher vor Freude wie zu jener Zeit, als er den Degen das erste Mal umschnallete, obgleich das Podagra jetzt seine Füße sehr erschweret hatte.

Gleich trieb er den Bedienten fort, daß er den Meister Hans Wendum hohle, einen Mann, der das Eisen schmiedete, so lange es glühete, und ungestraft die Schlösser erbrechen durfte. Und weil ihm keins zu fest war, so nennete man ihn einen geschickten Meister.

Als er mit Hammer, Zange und Steinmeisel herbeigeeilet kam, wurde ihm der Pfeiler in dem Zimmer angewiesen, an dem der Spiegel aufgehänget werden sollte.

Unterdeß Meister Wendum ein tiefes Loch in die Mauer meiselte, brachte Johann eine starke Schnur, und schraubete messingene Ringe in des Spiegels Rücken, damit die Schnur durch sie gezogen werden konnte.

Vertiefet war der Mauer Stein,
und in das Loch
trieb büchnes Holz der Meister ein;
dann sollte noch
ein Haken sich
durch dieses Keilchen drängen.
Und vor des Hammers Schlägen wich

das Holz, ließ einen engen
und schmalen Weg den Haken sprengen.

Der Spiegel wurde nun von dem Schlosser aufgehänget, und mit der Setzwage gerichtet, so daß die obere Leiste des Rahmens die Richtung hatte, wie die Oberfläche des ruhigen Wassers.

„Der Spiegel hangt noch nicht gerade!" sprach der Hauptmann, welcher vom weiten stand, und mit den Augen des Spiegels Richtung maß.

Das wäre nicht gut! antwortete der Schlosser. Ich habe ihn ja mit der Setzwage gerichtet.

Erzürnet rief der Hauptmann: nz, nz! Mein Gott, daß ich ein so scharfes Auge habe!

Schnell stieg er auf den Stuhl, und wollte selbst den Spiegel richten; allein er blieb mit der Schuhschnalle in der Stuhlkappe hangen, und fiel mit seinem Kopfe gegen den Spiegel.

Sein theures Haupt wurde schnell der Schöpfer einer Sonne: denn in diese verwandelte sich der schöne Spiegel.

Da haben Sie doch die Bescherung, Herr Hauptmann! sprach der Schlosser.

Der Hauptmann konnte diesen Vorwurf nicht vernehmen: denn seine Ohren verrichteten jetzt ihren Dienst nicht, so betäubet war er. Und als er sich erhohlet hatte, bejammerte er den Spiegel laut.

Die andern lachten ihn aus. So möge es der Tadelsucht immer ergehen.

III.

Erzählungen

für

die reifere Jugend.

1.

Anton Rindenschwender.

Der Sämann streut den Samen aus; die Keime treiben; die Saten steigen; die Halmen reifen; gesegnet ist die Ernte, wenn der Samen auf guten Boden fiel.

Auf einem Gebirgstheile des Schwarzwaldes entspringet aus drei Quellen die Murg, ein Fluß, welcher sich zwischen den Bergketten hinwindet, und bis zu seinem Sturze in den Rhein ein Thal bildet, das angenehm, ja reizend durch die Natur, und lebhaft durch die Betriebsamkeit seiner Bewohner ist. Der Fluß giebt ihm den Namen Murgthal. Er selbst fließet nur funfzehen Stunden lang, anfangs schwach und klein im ruhigen Laufe; zuletzt, durch aufgenommene Gewässer bereichert und gestärket, durch Felsenengen beschränket, durch hervorragende Stein-

trümmer in seinem Bette aufgehalten, bahnt er sich geräuschvoll und schäumend den Weg durch schroffe Klüfte, und schwellet seine Fluth, so daß er große, zu Flößen verbundene Baumstämme dem Rheine zuträget, wenn er sich, besänftigtern Ganges, bei Steinmauern in diesen majestätischen Strom friedlich ergießet. Gegen anderthalb hundert Räderwerke setzet er nebst seinen Nebengewässern rastlos in Bewegung, und ist das bequemste Mittel, den Holzhandel zu befördern. Denn jene Gegenden bieten den Bewohnern Laub- und Nadelholz im Ueberflusse dar. Ungenutzt würden die rauschenden Eichen, die weißstämmigen Birken, die majestätischen Tannen in den dicken Waldungen dem Alter und der Fäulniß unterliegen, wenn sie nicht die Murg holzarmen Gegenden, besonders den Holländern, zuführete. Dieser Handel, verbunden mit dem Ueberflusse an Holze, ermuntert die Thalbewohner zu verschiedenen Gewerben, welche ihnen Wohlstand und Zufriedenheit verschaffen. Bald siedet hier ein Hüttenbewohner aus gesammelten und zerspaltenen Kien-

stöcken das zähe Thier, bald rauchet dort am Abhange des Berges ein hoher Weiler, unter dessen Rasendecke viele tausend Scheite verkohlen. Hier dampfet der Kessel, in welchem die Dorfbewohner das gesammelte Harz in Fluß bringen, welches sie dann in der Presse reinigen, und in Tonnen zum glänzenden, spröden Peche verhärten lassen; dort verbrennet ein Köhler mit seinen Gehilfen den Abgang vom Harze, und fänget in besondern Kammern den leichten Kienruß auf. In den dichten Wäldern ertönen in der Nähe und Ferne die Aexte und Sägen der Holzschläger; an der rauschenden Murg lärmen bald die Stampfen der Oehlmühle, bald die schweren Eisenblöcke des Hammerwerkes; bald kündiget der rasche Schnitt der gewaltsam arbeitenden Sägen, oder ihr schneidender Ton, wenn die Feile sie schärfet, die nahe Schneidemühle an; bald bricht sich das Klappern des Mahlganges an den Felsen. Dikker Rauch, welcher den Glashütten, Pottaschensiedereien und Ziegelbrennereien entsteiget, ist ein stummer Lobredner des Fleißes und der Betriebsamkeit der Thalbewohner.

In dieses Thal voll thätiger Menschen kamen bald nach dem Anfange des vorigen Jahrhundertes drei arme Tyroler. Sie brachten nichts aus ihrem Vaterlande mit, als ein redliches Herz und starke Arme, die im Holzfällen trefflich geübet waren: denn auch diese kunstlos scheinende Arbeit fordert Geschicklichkeit und Einsichten. Das bewiesen die drei Tyroler. Kein Holzschläger des Murgthales konnte sie übertreffen. Sie besahen den zu fällenden Baum, beachteten seine Neigung gegen die Erde, und berechneten seine Schwere mit einigen sichern Blicken, dann erhoben sie ihre Aexte, ließen sie bei jedem Hiebe tief in den Stamm dringen, und in wenigen Minuten stürzte der größeste Baum. Diese Fertigkeit erwarb ihnen Bewunderer, aber keine Neider: denn in ihnen wirkte jener friedliche Geist, der nur die Liebe und das Zutrauen der andern erwecket, und Herzen an die Herzen kettet. Ein gewisser Böhringer aus Büchenbronn, welcher Holz zum Schiffbaue nach Holland lieferte, nahm sie bald in seine Arbeit,

weil sie ihm als geschickte Männer empfohlen worden waren.

Einer von ihnen, Hans Rindenschwender, ließ sich in dem Flecken Gaggenau häuslich nieder, heirathete, und lebte von dem geringen Ertrage seines mühsamen Gewerbes. Vier Kinder vermehrten seine Sorgen. Aber lebhafter wurde auch dadurch das Bestreben, das gute aus sich in die Herzen der andern zu verpflanzen: denn jetzt machte er es sich zur Pflicht, seine Kinder durch Wort und Beispiel zu frommen Menschen zu erziehen. Damals waren Schulanstalten selten; Rindenschwender mußte daher selbst (nächst dem Erzieher) auch Lehrer seiner Kinder sein. Er besaß selbst die Kenntnisse nicht, welche Kinder in der Schule einsammeln, er konnte nicht einmal lesen und schreiben; aber recht thun, das verstand er, und hielt dieses für hinlänglich, — denn er sprach immer: Gott lieben ist das beste Wissen, und mehr als alles Wissen. Ja, er verstand es auch, bei seinen Kindern das fromme Gefühl der Dankbarkeit, der Liebe und des Gehorsames gegen

Gott zu beleben, und sie zur Nächstenliebe, zur Redlichkeit und Treue zu ermuntern. Wenn er des Sonntages von seiner anstrengenden Arbeit ausruhete, übernahm er jenes für ihn so freudige Geschäft. Er lehrete erst seinen Kindern entweder die Gebote oder einen Sittenspruch, z. B. bete und arbeite; eine treue Hand, gehet durchs ganze Land rc.; dann unterhielt er sich mit ihnen über die Pflichten, welche ihnen dieser Spruch auflegte. Wenn er am Montage früh sein schweres Werkzeug wieder ergriff, und in den fernen Wald seiner Arbeit vom neuen entgegen ging, ermahnte er zuvor seine Frau mit der Herzlichkeit eines liebenden Vaters, ihren Kindern mit dem Beispiele einer echten Christinn voranzugehen, und in ihre zarten Herzen die Ehrfurcht gegen Gott und seine Gebote immer tiefer einzuprägen. Gute Kinderzucht, pflegte er zu sagen, ist den Aeltern Trost und Ehre, den Kindern aber der größeste Reichthum!

Unter diesen Kindern zeichnete sich der einzige Knabe, Anton, durch seine Munterkeit und durch den Trieb, selbst zu handeln, vor

seinen drei Schwestern nicht allein, sondern vor allen Kindern des Fleckens aus. Er war am 28sten Januar 1725 geboren, und erhielt bald mit wachsenden Jahren einen starken, vollwüchsigen, gesunden Körper. Fünf Jahre war er erst, als er schon seinem Vater Suppe in den Wald trug, und während des Frühstückes die andern Holzschläger durch seine Lebhaftigkeit und naiven Antworten in Verwunderung setzte. Der gute Vater empfand dabei jenes unbeschreibliche Vergnügen, das wohlgerathende Kinder ihren Aeltern machen; und angenehmer schmeckte ihm die Wassersuppe aus dem irdenen Topfe, als dem Reichen die kräftige, köstliche Brühe aus porzellanenem Gefäße, die er, bei schmerzlicher Erinnerung an seine verdorbenen Kinder, genießet. Ach, junge Leser, es kostet euch so wenig, euern Aeltern Freude zu machen! Seid gut, und beglücket dadurch diejenigen, die so viele Sorgen und Mühseligkeiten des Lebens übernahmen, um euch zu nähren, zu kleiden, zu pflegen, zu erziehen!

Antons Geist entwickelte sich immer mehr;

er ruhete nicht eher, bis er alles, was ihm zum ersten Male erschien, genau kennen gelernt hatte, er richtete seine Augen auf alles, und dachte über alles nach. Daher konnte es ihm auch nicht entgehen, wie drückend die Last seines armen Vaters war, da die heranwachsenden Kinder mehr Nahrung, und ihr schlecht bedeckter Körper mehr Schutz gegen die Witterung verlangten. Er beschloß, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen.

Zwölf Jahr war er alt, als er diesen Entschluß faßte, und zu seinem Vater sprach: „wenn ich nur schon mit Euch im Walde mein Brot erwerben könnte. Vater, lasset mich fortziehen; ich will andern Leuten dienen, bis ich herangewachsen bin, und mit Euch Holz schlagen kann. Ich werde doch so viel arbeiten können, daß mir die Leute Brot und Kleider geben."

Dem Vater traten Thränen in die Augen, er schloß den guten Sohn gerührt in seine Arme, und sprach mit einem Seufzer: ja, mein guter Anton, wir müssen uns wohl trennen, so schwer es mir auch werden wird. Es zerreißet mein Herz, wenn ich euch leiden sehe; aber ich kann nicht mehr thun.

Anton freuete sich außerordentlich, daß sein Vater einwilligte, und drang täglich in ihn, daß er einen Dienstherrn aufsuchen möchte.

Antons Freundlichkeit, die gutmüthigen Aeußerungen seines aufrichtigen Herzens, der lebhafte Blick, welcher überall umherstreifte, und jede Gelegenheit aufsuchte, durch die er andern gefällig werden konnte, — diese empfehlenden Eigenschaften erwarben dem Knaben bald einen Dienstherrn.

Von Gaggenau liegt ein Dorf, Ottenau, kaum eine halbe Stunde entfernet. Ueber neunhundert Menschen finden dort ihren Lebensunterhalt, den sie sich theils durch Landwirthschaft, theils durch Handwerke und Verfertigung der hölzernen Absätze und Schuhmacherleisten reichlich erwerben. Ein, in diesem wohlbevölkerten Dorfe wohnender Fuhrmann, Michael Klump, erbot sich, den Knaben in seine Dienste zu nehmen. Er sollte bei der Besorgung des Viehes behilflich sein, und dafür freie Kost, einen Thaler Lohn, Kittel und Hosen von Zwillich, ein Brusttuch, ein werchenes Hemd, und

einen schwarzen Flor zur Halsbinde jährlich erhalten.

Es ist die süßeste Freude für den Knaben, zu wissen, daß er sich selbst durch eigene Kraftanwendung erhalte. Diese Freude empfand Anton um so mehr, da er seinen Aeltern durch seine Entfernung eine beträchtliche Erleichterung verschaffte, und die frohe Aussicht hatte, sein zerlumptes Kleid mit einem neuen Kittel vertauschen zu können. Sehnsuchtsvoll sahe er nun der Zeit entgegen, zu welcher der Dienst angetreten werden sollte. Unterdeß hörte er aber, daß in einem entfernteren Dorfe, Loffenau, sowohl Erwachsene als Knaben zu Tagelöhnern angenommen würden, um die Ertoffel aus der Erde zu bringen. Sein auf Erwerb gerichteter Geist blieb bei dieser Nachricht nicht ruhig. Er eilet nach Loffenau, und ist so glücklich, Arbeit zu finden.

Die Ertoffel, dieser wohlthätige Ersatz des theureren Brotes, waren damals noch wenig bekannt. Der unternehmende, englische Seeheld, Franz Drake, hatte sie in Brasilien kennen

lernen,

lernen, und im Jahr 1585 zuerst nach England gebracht. Als Anton seine Knabenzeit verlebte, wurden sie in Deutschland bekannter, nachdem die ersten im sächsischen Voigtlande (im Jahre 1650) angebauet worden waren. Damals war der Landmann noch nicht mit ihren nützlichen Eigenschaften vertrauet; nur der Gärtner zog sie auf seinen Beeten zum köstlichen, seltenen Gerichte des leckern Städters. Nach dem ersten Drittel des vorigen Jahrhundertes wurde ihr Gebrauch allgemeiner, und von dem Nachtische der Großen in die Hütte des Armen gewiesen.

In Antons Geburtsorte hatte man noch keine Versuche gemacht, diese vielnützenden Erdfrüchte anzubauen. Es war daher für den Knaben ein höchst erfreulicher Anblick, als er mit leichter Hacke die Erde aufbrach, und die runden Früchte zahlreich hervorrollten, wie Eier aus dem verborgenen Neste. „Wie könnten sich deine Aeltern an so einem Gerichte laben!“ dachte er bei sich selbst. „Wie gut würde es mit uns stehen, wenn wir so ein Feld mit Grundbirnen (Ertoffeln) besäßen!“ Bei diesen Gedanken ge-

rieth der Knabe in Versuchung, einige Ertoffel zu verbergen, um sie mit nach Hause zu nehmen. Schon sahe er sich nach einem Schlupfwinkel um, wo die entwendeten Ertoffel sicher liegen bleiben könnten, schon suchte er die bequeme Gelegenheit seinen Vorsatz unbemerkt ausführen zu können; allein die guten Lehren seines Vaters, die Ehrfurcht vor dem Allwissenden, und der natürliche Kampf seines Gewissens schreckten ihn zurück, und gaben ihm Standhaftigkeit genug, der Versuchung zu widerstehen. Vor sich selbst erschreckend, warf er die aufgehobenen Früchte mit zitternder Hand wieder in das Körbchen, und arbeitete mit großer Anstrengung fort. Um so liebenswürdiger erscheinet uns Anton. Hier bewies er, daß er wahrhaft gut sei, hier bewies er, daß auch der niedere Knabe dem bösen widerstehen könne, wenn gleich sein Geist nicht die Bildung erhalten hat, welche der Sohn des vornehmeren Vaters in bessern Schulen findet. Ihr, die ihr in höherem Stande geboren seid, ihr Knaben, höret es! Wenn ein ungebildeter Bauerknabe so handelte, was kann man

nicht von euch verlangen? Vor Scham muß euch die Wange erglühen, wenn ihr dieses leset, und euch von unserm Anton übertroffen fühlet.

Den Versuch, Ertoffel in sein Dorf zu bringen, gab aber Anton nicht auf; nur rechtlich wollte er dabei verfahren. Daher sprach er zu dem Besitzer des Feldes: „ich will keinen Geldlohn. Gebet mir Grundbirnen (so nennet man in Schwaben die Ertoffel), so viel Ihr glaubet, daß ich mit meiner Arbeit verdienen mag." Der Bauer bewilligte ihm den neunten Korb.

Jetzt strengete Anton alle Kräfte an, nahm fünf und vierzig Körbe Ertoffel aus, und überraschte seine Aeltern mit fünf Körben voll der schönen, neuen Früchte.

Durch diese Ertoffel verbreitete er den Anbau derselben in seinem Geburtsorte, und wurde als Knabe schon der Wohlthäter seiner Nachbarn.

Unterdeß war der Tag, an welchem er seinen Dienst antreten sollte, schnell herbeigerückt: denn der Knabe hatte die Zwischenzeit nicht in unthätiger Ruhe verloren. Er nahm mit kindlichen, rührenden Worten Abschied von seinen Aeltern,

ging dann heiteren Sinnes nach Ottenau, und trat in die neue Wohnung mit den besten Vorsätzen. Sein Gehorsam, sein Diensteifer, seine Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit erwarben ihm bald die Zuneigung seines Herrn, der ihn gleichsam zu seiner Familie zählete, und mit seinen Kindern im Lesen und Schreiben unterrichten ließ. Doch die Umstände selbst waren für Anton die trefflichste Schule. Glaubet, Leser, die Schule allein macht euch nicht zu brauchbaren Menschen, wenn ihr nicht außer derselben nützliche Erfahrungen einsammelt! Jedes Geschäft war dem Knaben Anton lehrreich. Arbeitete er auf dem Felde, so machte er mit dem Ackerbaue nähere Bekanntschaft; das Wesen und die Vortheile der Viehzucht und des Fuhrwerkes lernte er genauer kennen, wenn er in den Ställen Dienste verrichtete, oder seinen Herrn auf weiten Reisen begleitete. Diese letzten waren besonders vortheilhaft für ihn. Seine Menschenkenntniß erweiterte sich, indem er die verschiedene Richtung des menschlichen Strebens, abweichende Sitten und Gebräuche, rühmliche und niedrige Hand-

lungen kennen lernte; er gewann einen großen Reichthum an Begriffen, indem er die mancherlei Erzeugnisse der menschlichen Erfindungskraft und des Kunstfleißes, und abwechselnde, herrliche Werke der Natur betrachtete, und von allen sich gehörige Einsichten zu verschaffen wußte. Genug, seinem scharfen Blicke entging nichts, was für ihn nützlich und belehrend sein konnte.

Die Uebung stärket unsre Kräfte, die des Körpers sowohl als des Geistes. Auch Anton gewann durch steigende Arbeitslasten immer mehr an Muskelkraft, und fühlete endlich seinen Arm stark genug, die schwere Holzaxt zu ergreifen, und gegen den Stamm der Eiche zu schwingen. Er beschloß daher, seinem Vater beizustehen. Ungern entließ ihn sein Dienstherr; aber er mochte nicht den guten Sohn von dem schönen Vorsatze zurückhalten, dem das mühselige Leben zu erleichtern, der ihm das Leben gab, und mit Aufbietung seiner gesammten Kraft, mit Aufopferung des geringsten Lebensgenusses bis zum zwölften Jahre erhielt.

Jetzt sahe man ihn, die Axt auf der Schul-

ter, mit seinem Vater in den Wald gehen. Der Mensch voll Kraft ist aber nirgends ein gewöhnlicher Mensch, auch wenn er die Holzaxt ergreift. So unser Anton. Bald ließ er an Geschicklichkeit in der Arbeit alle andere weit hinter sich zurück, bald verbreitete sich sein Geist so über das einzelne der Holzbenutzung, daß er an Einsichten keinen gleichen fand.

Doch der alte Vater konnte nicht lange die Freude haben, seinen Sohn so rüstig neben sich arbeiten zu sehen. Er fiel so unglücklich, daß sein Fuß gefährlich verletzet wurde, und ihn für die Arbeit unbrauchbar machte.

Könnte ich euch, junge Leser, Antons Fleiß durch des Zeichners Kunst bildlich darstellen lassen, ihr solltet den Jüngling sehen, wie er jetzt im Walde da stand, und mit verdoppelter Kraft, mit verdoppelter Schnelligkeit die hohen Tannen zu Boden streckte; wie sich das frohe Bewußtsein, für das Wohl der Seinigen zu arbeiten, über seine Gesichtszüge ergoß; wie bei jedem Gedanken an die Leidenden sein Muth zur Ausdauer wuchs. Auf ihm ruhete die Last des gan-

zen Hauswesens, auf ihn waren die wehmüthigen Augen des kranken Vaters, der schwachen Mutter, der hilflosen Schwestern gerichtet.

Endlich mußte der gute Sohn den Tod seines Vaters beweinen. Was sein weiches Herz dabei empfunden habe, das werdet ihr, junge Leser, fühlen, wenn euch kindliche Liebe an eure theuern Aeltern fesselt. Mangelt euch dieses Gefühl: so werdet ihr lächelnd über diese Stelle eilen, allein es wird auch eurem jetzigen und künftigen Erdenleben eine der heiligsten Freuden fehlen.

Als Anton über den Verlust seines Vaters etwas getröstet war, sahe er sich in die drükkendste Lage versetzet. Kaum hatte er das siebzehente Jahr zurückgeleget, und doch sollte er, der Jüngling, gleich einem Manne, für die Erhaltung einer ganzen Familie Sorge tragen. Allein das Vertrauen auf Gott gab ihm auch hier diejenige Seelenruhe, welche aus der wahren Frömmigkeit entspringet, und durch die Leiden nicht gestöret werden kann. Mit diesem Vertrauen setzte er sein schweres Geschäft unver-

drossen fort, suchte sich aber voll Zutrauen an Menschen anzuschließen, deren redlicher Sinn ihm längst bekannt war.

Einer von jenen zwei Tyrolern, die nebst seinem Vater ausgewandert waren, mit Namen Kaspar Berger, hatte sich zu Weißenbach verheirathet, und bei dem Holzhändler Böhringer so empfohlen, daß er von diesem zum Meisterknechte befördert worden war. Ein Meisterknecht ist in dem Murgthale so viel, als ein Aufseher über die Arbeiter, und kann nach Gefallen Holzschläger in Arbeit nehmen, und aus derselben entlassen. Zu diesem Berger nahm Anton seine Zuflucht, und bat um die Erlaubniß, ihn als seinen väterlichen Freund betrachten zu dürfen. Würde Berger des Jünglinges Bitte erfüllt haben, wenn sich dieser der Unterstützung nicht würdig gemacht hätte? So aber hatte ihn Berger oft mit Wohlgefallen arbeiten sehen, mit Wohlgefallen seine verständigen Reden gehöret, und seine Sittsamkeit bemerket; wie oft hatte der alte Vater seine Freude über den braven Sohn laut werden lassen, und des-

sen kindliche Liebe gegen den Landsmann Berger gerühmet; wie weit durch die Wälder hatte sich der gute Ruf des Jünglinges verbreitet! Wie hätte ein braver Mann, der Berger war, einen solchen Jüngling hilflos lassen können? Er unterstützte ihn mit der Zärtlichkeit eines Vaters, und machte ihn zum Oberknechte, oder dem ersten der Holzschläger. Jetzt verdienete Anton mehr, als sein Vater mit allem Fleiße je verdienen konnte, weil er von Bergern einen guten Gehalt festgesetzet bekam. Außerdem schoß ihm dieser Geld vor, wenn er selbst einen Stamm vortheilhaft kaufen, und mit diesem Handel treiben konnte. Anton drang mit seinem thätigen Geiste immer tiefer in das Holzgeschäft ein, erwarb sich über den Handel viele nützliche Kenntnisse, trieb ihn bald in das größere, und wagte es, wichtige Geldgeschäfte zu machen. So setzte ihn seine Thätigkeit in den Stand, Mutter und Schwester vor Mangel zu schützen, und die erste bis an ihren Tod durch kindliche Dankbarkeit zu erfreuen.

Sein zweiter Vater, Berger, verließ bald den guten Jüngling, weil ihn die Vorsehung in

das Land der Vergeltung abrief; aber sterbend hatte er seinem Weibe befohlen: „verlasse unsern Anton nicht; er ist ein treuer Mensch!" Aus Dankbarkeit besorgte Anton ein ganzes Jahr noch die Geschäfte für seines Wohlthäters Wittbe, bis er von dem Holzherrn, Böhringer, selbst zum Meisterknechte eingesetzet wurde. Ein und zwanzig Jahre war er alt, als er nunmehr beschloß, das häusliche Glück durch ein liebes, gutes Weib zu gründen. Ein Mädchen, welches sich durch Sittsamkeit und liebevolles Betragen auszeichnete, hatte sich seine Zuneigung erworben; er hielt um ihre Hand an, ohne ein kaltes nein! von ihren Aeltern zu befürchten. Sie war nicht reich an Glücksgütern, aber reich an häuslichen Tugenden. Nach neunzehen Jahren klagte Anton an dem Sarge dieses treuen Weibes, daß er in ihr eine rechtschaffene Frau, eine kluge Haushälterinn, eine gefühlvolle Wohlthäterinn der Armen verloren habe.

Anton besorgte die böhringerischen Holzgeschäfte mit so gutem Erfolge, daß selbst die Holländer wünscheten, diesen jungen Mann persön-

lich kennen zu lernen. Wirklich erschien auch bald darauf ein reicher Holländer, van Derwen aus Rotterdam, im Murgthale. Er war eigentlich der Herr des Holzes, welches Böhringer in den Waldungen an der Murg zusammen kaufen, fällen, schneiden, und auf der Murg bis zum Rheine, und auf diesem bis nach Holland bringen ließ.

Van Derwen erkundigte sich nach vielen Dingen genau, konnte aber von Böhringern keine befriedigende Antwort erhalten; dieser wies ihn vielmehr an Rindenschwendern. So mußte ein alter, erfahrener Holzhändler seinem jungen Meisterknechte die Ueberlegenheit an Sachkenntnissen zugestehen. Mit Bewunderung bemerkte der Holländer Antons natürlichen Verstand, und erhielt von ihm Aufschlüsse über das Holzgewerbe, die kein anderer geben konnte. Daher übertrug er ihm sogleich mehrere Geschäfte, und ernennete ihn, nach glücklicher Beendigung derselben, zum holländischen Faktor mit fünfhundert Gulden Gehalt.

So wurde Rindenschwender für seine Redlichkeit, seine Treue, seinen Fleiß und sein Streben,

sich auszubilden, hinlänglich belohnet. Das war der Grundstein, auf dem er in der Folge sein festes Glück bauete. Höret es, ihr Knaben, die ihr nicht im Glücke geboren seid! Mit euch ist euer Glück geboren; ihr traget es im innern. Wenn ihr eure Anlagen entwickelt, wenn ihr die Stimme eures Gewissens höret: so wird es euch wohl gehen.

Rindenschwender füllete seinen Posten ganz aus. Als Bevollmächtigter trat er mit Fürsten und Bischöfen in Handelsverbindung, wurde ihnen dadurch nützlich, daß er in ihren Schatz große Summen für Holz lieferte, welches ohne seine Angabe nicht benutzet worden wäre; zeigte sich aber auch seinem Herrn als den treuesten, rechtschaffensten Diener, indem er mit vielem Vortheile jene Handelsverträge schloß, und zur Ausführung seiner Entwürfe die brauchbarsten Menschen wählete.

Der junge Mann, welcher noch vor einigen Jahren die Axt auf der Schulter trug, trat also jetzt vor die Großen der Erde, vor Fürsten hin, und sprach mit ihnen so, daß er weder den Wohlstand beleidigte, noch seinen geraden Sinn

und sein aufrichtiges Herz verläugnete. Und auch die Fürsten konnten ihm ihre Achtung nicht verweigern.

Daß sein eigenes Vermögen mit jedem Jahre wuchs, war eine natürliche Folge seines unermüdeten Fleißes: denn er trieb neben seinen Faktorgeschäften eigenen Holzhandel und Landwirthschaft.

Sein erstes Besitzthum war ein Haus nebst einigen Feldern in Gaggenau; aber mit jedem Jahre vermehreten sich, theils durch Pacht, theils durch Kauf, seine Ländereien. Er schuf den unfruchtbaren Boden in ergiebiges Land, die öden Gegenden in lachende, segenreiche Fluren um. Auf seinen Wiesen kleideten sich Kräuter und Gras in ein schöneres Grün mit üppigem Wuchse: denn treffliche Wassergräben ließen sie in der Hitze des Sommers nicht verdursten, und ausgesuchte Düngungsmitttel führten ihnen Ueberfluß an Nahrungssäften zu. Da, wo einst die Distel ihr feindliches Haupt emporhob, wölbte sich jetzt auf schlankem Stamme die Krone der Obstbäume mit herrlichen Früchten.

Rindenschwender benutzte bald eine neue Gelegenheit, seine Wirksamkeit so wie seine Güter zu erweitern. In dem alten Städtchen Gernsbach sind mehrere bürgerliche Familien, welche eigene Waldungen besitzen, einen bestimmten Antheil an neun Sägemühlen haben, und nach einer uralten Gerechtsame freien Holzhandel auf der Murg und dem Rheine ausüben. Diese Handelsverbindung wird die gernsbacher Schifferschaft genennet, und hat durch ihr hohes Alter Ehrwürdigkeit und Ansehen erlangt. Rindenschwender erfuhr, daß ein Mitglied seinen Antheil an den Rechten und Besitzungen dieser Gesellschaft veräußern wolle, und war nicht abgeneigt, denselben an sich zu kaufen. Viele Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg, allein diese hob seine Klugheit und Standhaftigkeit gänzlich. Er schloß den Handel. Durch den reichen Gewinn dieses klug benutzten Besitzthumes stieg sein Vermögen sichtbarer, und mit diesem, wie gewöhnlich, sein Ansehen und sein Einfluß: denn das Geld hat vieles Gewicht in jedem Sinne des Wortes. Ihm wurde jetzt die höchste Ehrenstelle in seinem Geburtsorte

übertragen: er wurde erster Vorsteher der Gemeine, und hieß nun Herr Oberschultheiß. Zwar mochte dieses eine Folge seiner bekannten Rechtschaffenheit sein; allein niemand wird zweifeln, daß seine Reichthümer dabei mit wirkten. Würde er als armer Holzschläger bei gleichem Werthe seines Herzens zu diesem Amte berufen worden sein? Würde man ihn aber zum Oberschultheiß gewählet haben, wenn er bei vielen Reichthümern ein schlechtes Herz gezeiget hätte? Darum werden Reichthümer dann erst ein schätzenswerthes Gut, wenn sie Besitzthum eines Edeln sind; und ihr, junge Leser, sollet auch einst Vermögen zu erwerben suchen, weil ein großer Theil eurer Wirksamkeit von diesem abhanget.

Rindenschwender genoß das Ansehen, zu welchem ihn sein Amt erhob, unbeneidet und unverweigert. Und auch hier bewies er sich als den Mann, der seiner Pflicht überall genug war. Ja, wäre er der Herrscher eines Volkes gewesen, er würde auch hier sich ausgezeichnet haben. Drohend stürzte die Murg mitten durch Gaggenau; ihr reißender Strom führte jährlich einen

Theil des Ufers mit sich fort, und würde sich in der Folge der Zeit den Bewohnern des Ortes furchtbar gezeiget haben. Diesem Wühlen des schnellen Flusses setzte Rindenschwender Dämme und starke Mauerwerke entgegen, und sicherte auf die Art die Ruhe der Einwohner. Der Landmann, welcher den Ertrag seiner Felder, seiner Wiesen, seines Holzes unter die heimischen Dächer brachte, der Fuhrmann, der die Bedürfnisse des Lebens aus einer Gegend der andern zuführete, beide klagten über den Verfall der Straßen. Sie quälten ihr Zugvieh, sie litten Schaden durch den Verzug bei schlechtem Wege und durch die Vernichtung ihres Geschirres und ihrer Wagen. Rindenschwender war der erste, der die gehörige Sorgfalt auf Verbesserung der Straßen verwendete, und sich dadurch den Segen derer erwarb, deren Geschäfte das Fuhrwerk erfordern. Sein eigenes Vermögen glich dem fortrollenden Schneeballe: es wuchs mit jedem Tage.

Ein Haus hob sich durch ihn nach dem andern in anmuthiger Lage, Scheunen reiheten

sich

sich an Scheunen, um die reichen Ernten von veredelten Fluren aufzunehmen. Er bauete eine Sägemühle, um das eichene Holländerholz, mit welchem er Handelstrieb, aus dem rohen zu bearbeiten. Noch legte er kaum zweihundert Schritte unter Gaggenau an dem linken Ufer der Murg eine Glashütte an, und verband mit ihr Gebäude zum Pottaschensieden und Glasschleifen. Zum Schärfen des Geschirres stieg bald eine besondere Schleifmühle an der Murg empor, und noch setzte dieser Fluß zwei Werke in Thätigkeit, in welchen gewaltige Stampfen Oehlsat und Gyps zermalmen. Diese Gebäude umschloß Rindenschwender mit angenehmen Wohnhäusern für die Arbeiter, so daß man in der Ferne ein Dorf zu erblicken glaubet.

Eine ausgedehnte Ziegelbrennerei, welche seine Bauanstalten nöthig machten, hatte er schon vorher erbauet, und in den Stand gesetzet, hinlängliche Backsteine zu liefern.

Wer sollte nicht hier den Unternehmungsgeist des Mannes bewundern? Aber nicht genug! Er unternahm, was Fürsten nicht unternommen

haben würden — ein kühnes, riesenartiges Werk, welches sein Andenken unvergeßlich machen wird, wenn die Namen der Edeln, welche wohlthätig für die Menschheit wirken, nicht untergehen; — er verwandelte eine Einöde in ein Paradieß, und achtete nicht auf das Kopfschütteln seiner Nachbarn, nicht auf das Spötteln seiner Gegner, nicht auf die Rede eines Gemeindegliedes: „was denken Sie, Herr Oberschultheiß? Einen Platz wollen Sie urbar machen, den die reichste Herrschaft nicht dazu geschenkt nehmen würde!" Mit Zuversicht auf den guten Erfolg seines Unternehmens antwortete Rindenschwender: dafür lassen Sie mich sorgen.

Ehe wir uns in die schöne Schöpfung des Mannes denken, wollen wir uns mit der vorigen Gestalt des Platzes bekannt machen.

Zwischen Gaggenau und Ottenau erhob sich an der Murg noch vor vier und zwanzig Jahren ein Granitfelsen mit schroffen Wänden an der Flußseite, mit unwegsamen Steinbetten gegen das anstoßende, wüste Land. Hier wechselten hervorbrechende Kalksteine mit den Granit-

lagen ab, welche von Heidekraute, wilder Geniste und verkümmertem Holze verborgen wurden. Wenige Erde bedeckte diese wilden Steinmassen, oft zog sich nur gelbendes Mos über die Felsenflächen. Diesen Felsen umgab eine weite Wüstenei: Hügel und Flächen waren mit Brombeergesträuche und Dornen überzogen, oder mit magern Grashalmen überkleidet, und nicht einmal von wilden Thieren besuchet. Der Felsen mit seinem Gebiete wurde Hilfurth, im gemeinen Leben Hilbert genennet Rindenschwenders lachende, urbar gemachte Fluren grenzten an diese traurige Gegend. Wenn er seine Gefilde durchwandelte, und mit Entzücken die herrlich stehenden Saten betrachtete, störete ihn der Anblick des rauhen Hilfurths stets in seiner Freude. Daher reifte in ihm der Entschluß, diesen nutzlosen Bergrücken zum Wohle der Nachbarn in eine fruchtreiche Gegend umzuschaffen. Er kaufte den Hilfurth von der gaggenauer Gemeinde, nahm viele hundert Tagelöhner in Arbeit, und ließ Fuhren über Fuhren dingen Das niedrige, wilde Gesträuch wurde ausgerottet, die

Lücken wurden ausgefüllet, die Hügel mit einem besondern, dazu erfundenen Werkzeuge abgehoben, und in die Tiefe geworfen, kahle Stellen mit guter, weit hergebrachter Erde bis sechs Fuß hoch bedecket.

So ebnete sich die rauhe, zerrissene Gegend zu sanften Abhängen, und wurde ergiebiges Ackerland, oder nährender Boden für lange Alleen, welche mit Kirschen, Birnen, Aepfeln, Pflaumen und Nüssen den Pflanzer reichlich belohnten.

Auch die edle Rebe auf geschützte Hügel zu pflanzen, versäumte der denkende Anbauer nicht, und gewann mit der Zeit nicht zu verschmähenden rothen Wein. So war der Bergrücken, da wo er sich verflächte, in reizende Gefilde umgewandelt worden, und endigte sich in grasreichen Wiesen, welche beliebig gewässert werden können. Doch Rindenschwendern sahe man oft in seiner Schöpfung tief in Gedanken versunken stehen. Noch lag der Hauptfels mit seinen rauhen Wänden und schroffen Spitzen gegen Morgen da, und schien gleichsam durch seine Häßlichkeit der

herrlichen Gegend und der verschönenden Thätigkeit des Besitzers zu trotzen. Allein Rindenschwenders Unternehmungsgeist ließ sich nicht von der Felsenmasse zurückschrecken. Bald sahe man sechs und dreißig Felsensprenger auf den jähen Granitblöcken mit Bohrern den Stein durchwühlen, und durch des Pulvers Gewalt den festen Bau der Natur da zertrümmern, wo Terrassen angeleget, oder Gebäude aufgeführet werden sollten. Die Lücken in den Terrassen wurden durch Mauern ergänzet, und durch Quaderpfeiler befestiget.

Auf der Felsenspitze erheben sich jetzt ländliche, geschmackvolle Wohngebäude, welche Fürsten selbst zu ihrem Sommeraufenthalte wählten; andere Gebäude sind der Landwirthschaft, andere dem Genusse unschuldiger Vergnügungen bestimmt. Um den Felsen winden sich hohe Spaliere mit edleren Reben auf den Terrassen, welche mit guter Erde erhöhet sind, sich überall durchkreuzen, und die reizendsten Spaziergänge gewähren, bis sie von der rauhen Felsenwand, die senkrecht aus der Murg emporsteigt, abge-

schnitten werden. Die zauberische Aussicht in die Ferne ziehet endlich den Blick von der Nähe ab: denn hier kann man den Wasserspiegel der Murg nebst ihren bebaueten Ufern bis dahin verfolgen, wo sich die Gebirge mit sanftem Abhange in weiten Flächen verlieren, und in sandiger Ebene Rastadts Thürme sich erheben. Auf der andern Seite überschaut man die lebhafte Landstraße, so weit es die Waldgebirge, um welche sie sich windet, vergönnen. – Damit dem anmuthigen Landsitze das reine Wasser nicht fehle, leitete Rindenschwender eine Stnnde weit gesundes Quellwasser zu seiner neuen Anlage, fing es in tiefen Behältern zum Schutze gegen Feuersgefahr auf, und entfernte die Furcht vor dem entzündenden Wetterstrale durch hoch emporragende Blitzableiter. Da er von den nahen Forsten den Anfall der Waldthiere befürchtete: so sicherte er seine Pflanzungen durch eine Mauer, die sich zehen tausend Fuß lang an der Waldseite hinziehet, und aus den gesprengeten Felsenstücken acht Fuß hoch erbauet ist

So hatte Rindenschwender durch Aufopfe-

rung einer Summe von hundert tausend Gulden seinem Vaterlande gegen achtzig Morgen Landes erworben, und mit diesem ungeheuern Kostenaufwande absichtlich mehr als hundert Familien Unterhalt gegeben. So wurde er seinen Zeitgenossen zweifach wohlthätig, und sein Unternehmen wird noch segensreiche Folgen auf die Nachwelt bringen.

Aber diesen Mann ehrten auch seine Zeitgenossen; ihn ehrte der Fürst. Die Gemahlinn des im Jahre 1801 verstorbenen Erbprinzen von Baden, Amalie Friederike, besuchte den Greis zuerst auf dem ihr angepriesenen Berge. Sie wurde von der Schönheit dieser Anlage überrascht und bezaubert, Rindenschwender durch ihre Gegenwart entzücket. Er bat um die Erlaubniß, seine Anlage den Amalienberg nennen zu dürfen, und diese Bitte erhielt den Beifall der Prinzessinn. Bei Hofe konnte sie den Amalienberg nicht reizend genug beschreiben, und erweckte dadurch in allen Gliedern der fürstlichen Familie das Verlangen, diese schöne Schöpfung zu besuchen. Wie oft sahe nun Rinden-

schwender königliche und fürstliche Gäste auf seinem Berge, mit denen er ehrfurchtsvoll, aber gerade, wie der redliche Mann, umging. Der Erbprinz wählte diesen Ort zu seinem Sommeraufenthalte, und nach seinem Tode genoß sein älterer Bruder, der Prinz Friedrich, nebst seiner Gemahlinn die schönen Monate des Jahres und die Freuden des Landlebens auf diesem Berge. Selbst der jetzige Kurfürst, Karl Friedrich, äußerte seinen ausgezeichneten Wohlgefallen bei dem Anblicke dieses kühn angefangenen und wohlgelungenen Werkes, und ernennete Rindenschwendern zum Oekonomierathe.

Die Dankbarkeit, welche Rindenschwenders jugendliches Gemüth durchglühete, war in ihm, dem Greise, nicht erkaltet Fast am Schlusse seiner irdischen Laufbahn war sein schaffender Geist noch thätig, aus Dankbarkeit gegen das Kurhaus Baden eine neue, wohlthätige Einrichtung des Holzgewerbes zu entwerfen. Er trieb das schwache Wasser der Alb durch kostspielige Räumung und künstliche Schwellungen zu der Höhe, daß es Flößen von Schiffbauholze, gleich

dem fluthenden Murgflusse, trug. Die holzreichen Gegenden an der Alb wurden nutzbarer durch diesen bequemen Handelsweg, und ihr angehäufter Reichthum an Brennholze wird jetzt in Scheiten bis vor die Thore der Residenz Karlsruhe auf dem Rücken der Alb geflößet. So ist Rindenschwenders Werk wohlthätig für die ganze Residenz, wohlthätig für eine ganze Gegend. Der Greis fühlte endlich die Abnahme seiner Kräfte, und sahe, nach einer Schwäche von sechs Monaten, seiner Auflösung ruhig entgegen. Seine Todesstunde schlug am 4ten Mai 1803, und war für ihn das frohe Geburtsfest in einem neuen, veredeltern Leben. Und wahrhaftig, beim Eintritte in die bessere Welt muß dem Manne die höchste Seligkeit entgegenstralen, der mit dem frohen Bewußtsein, so vielen genützt, so viel gutes gewirkt zu haben, von seiner thatenreichen irdischen Laufbahn himmelwärts erhoben wird.

Viele hundert arme Familien weinten an seinem Grabe. Er war ihnen ein liebevoller Ernährer, ein treuer Beistand in jeder Noth, ein zuverlässiger Freund, er war ihnen alles gewesen.

Seine dritte Gattinn und neun Kinder, die ihm von dreißig in dreifacher Ehe gezeugten Kindern übrig geblieben waren, vergossen Thränen der herzlichsten Liebe für den Guten, und jeder Menschenfreund, der ihn gekennet hatte, beklagte seinen Tod.

Seliger Mitbürger der höhern Welt, der du so viel gutes stiftetest! möge dein Beispiel auf der Erde noch fortwirken, und in des Jünglinges Brust den Entschluß reifen, der Welt wie du zu nützen mit den Kräften, die ihm Gott verliehen hat! Ja ihr, junge Leser, werdet gewiß, wenn euer Herz nicht ungerührt blieb, beschließen: in euers Lebens Frühlinge den Samen auszustreuen, der zu der großen Ernte für die Ewigkeit reifet, und hundertfältig Früchte bringet, wenn einst der Herr der Ernte die Garben sammelt.

Lasset uns noch ein Mal auf Rindenschwenders Leben zurückblicken, und mit wenigen Worten seine Thaten umfassen. Er, der arme

Holzhauer, hob sich nicht durch Gunst und fremdes Verdienst, nein! durch eigene Kraft und nützliches Wirken zu hohem Ansehen empor, verbreitete Segen und Glück über ganze Gegenden, ernährte in seinen weitläuftigen Werken, in seiner Wirthschaft, in seinen Wäldern, auf seinen Flößen, bei seinen Baugeschäften viele hundert thätige Menschen mit ihren Familien, machte ein hundert sechs und zwanzig Morgen Landes urbar, und half durch deren Ertrag den Bedürfnissen so vieler Menschen ab; er erbauete drei und zwanzig Wohnhäuser, fünf und zwanzig Nebengebäude zum Wirthschaftsgebrauche, und drei Lusthäuser, ohne die Werke, welche des Wassers und des Feuers Gewalt in Thätigkeit setzte. Er brachte einen neuen Geist in den Handel der Schwarzwälder, und gründete Handelsverkehr mit entfernten Bewohnern, welchen bisher die reichen Naturerzeugnisse, aus Unkunde des Handels, nutzlos gewesen waren. Und dieser Mann, dessen rastloser Geist so vieles unternahm, der mit Biederkeit Nachdenken und Klugheit vereinigte, konnte kaum lesen und schrei-

ben. In seinen Gesichtszügen erblickte man stets die Milde und Heiterkeit, welche den Menschenfreund auszeichnet, in seinem Umgange fand man den geselligen, herzlichen, treuen Freund, in seinem öffentlichen Leben fand man den standhaften, frommen und gemeinnützigen Mann, im Handelsverkehre fand man in ihm den aufrichtigen, pünktlichen, gewissenhaften und billigen Kaufmann, in seinen Unternehmungen erkennete man den denkenden Kopf, den vielumfassenden Geist. Seine Gutthätigkeit, Barmherzigkeit, Gastfreundlichkeit waren hervorleuchtende Züge in seinem Charakter. Es war seine Wonne, wenn er Freude um sich her verbreitete, und es verging nicht leicht eine Woche, daß er nicht Fremden, die seine Anlage zu betrachten kamen, einen fröhlichen Tag gemacht hätte. Diese Freigebigkeit, seine großen Unternehmungen, der Verlust im französischen Kriege hatten seine Reichthümer verringert; aber er hinterließ doch ein Vermögen von 150,000 Gulden, er, der einst für einen Thaler jährlichen Lohnes im zwillichenen Kittel gedienet hatte.

O, der Mensch hat Götterkraft,
seine Wohlfahrt fest zu gründen.
Menschen, wollt ihr sie empfinden,
so seid fromm und tugendhaft!

Das Andenken des Gerechten bleibet im Segen; nach seinem Tode wirket es wohlthätig noch auf Kindeskinder. Dieses beweiset Rindenschwender. Unter seinen Hinterlassenen entstand bald ein schwer zu schlichtender Streit, welcher das Band der ganzen Familie zu zerreißen drohete. Man konnte sich nicht über die Theilung des väterlichen Vermögens vereinigen; und sachverständige, unpartheische Männer mußten gestehen, daß weitläuftige Prozesse unvermeidlich wären: denn das Dasein einer Wittbe und die Kinder aus den verschiedenen Ehen erschwereten die Theilung. Ihre Mütter hatten ungleiches Vermögen eingebracht, der Vater hatte vielen seiner Kinder beträchtliche Summen schon vorausbezahlet, die Handelsgegenstände waren sehr verwickelt. Sämen genug zum schädlichen Unkraute der Zwietracht! Als dem Landesherrn,

dem Kurfürsten von Baden, dieses gemeldet worden war, erhielten die Hinterlassenen bald darauf folgendes Kabinettsschreiben:

„Ich habe beschlossen, Ihrem verdienst-
„vollen Vater ein Denkmahl errichten
„zu lassen, und eröffne Ihnen solches, da
„Ich vernehme, daß Sie zur Inventur *)
„und Theilung, nach dem väterlichen Te-
„stamente, in Gaggenau versammelt sind,
„um Ihnen zu empfehlen, durch fried-
„liche Erbtheilung des Seligen
„Asche zu ehren. Erfreulich wird es
„Mir sein, bald von der durchaus gütli-
„chen Vollendung des Theilungsgeschäftes
„durch Sie benachrichtiget zu werden. In
„dessen sicherer Erwartung verbleibe Ich
„forthin

Karlsruhe, Ihr

den 18ten Nov. 1803. wohlaffectionirter

Karl Friedrich. Kurfürst."

---

*) Aufzeichnung dessen, was der Verstorbene hinterlassen hat.

Dieser Beweis der großen Achtung, mit welcher ein Fürst den Verstorbenen noch ehret, führte gleichsam den liebevollen Geist des Vaters in die Mitte der Kinder; sie vereinigten sich. Keins bestand mehr hartnäckig auf seiner Forderung, jedes war bereit, etwas aufzuopfern, und alle feierten am 10ten Junius 1804 ein Vereinigungsfest auf dem Amalienberge, bei dem viele hundert Bewohner des Murgthales als Zuschauer gegenwärtig waren, und das Andenken des würdigen Rindenschwenders erneueten.

Das Denkmahl, welches seinen Namen und seine Verdienste der späten Nachwelt nennen soll, wird da errichtet werden, wo der Fuß des Amalienberges, die Landstraße und die Murg zusammenstoßen, aus einem Obelisken bestehen, und mit Inschriften versehen sein, welche der Kurfürst selbst erwählen will.

2.

Die Verführung.

Ach, der erste Schritt ist alles!
Und ist dieser fehl gethan:
o, so nimmt des nahen Falles
sich dein Schutzgeist nicht mehr an.

In der Predigerwohnung zu Gentzien war jener Tag einer der traurigsten, an welchem der zwölfjährige Sohn des Predigers das väterliche Haus verließ, um die höhere Schule in der Stadt zu besuchen. Als die Mutter am Morgen seine Wäsche zusammenpackte, benetzte sie dieselbe mit heißen Thränen, welche von tiefen Seufzern begleitet wurden; die Schwestern hüllten ihr Gesicht in das Schnupftuch und weineten, wenn sie Adolphen betrachtet hatten; dann erstickten sie ihn fast mit zärtlichen Küssen. Der Knabe selbst war betäubt durch den Wechsel der Gefühle, welche die frohe Erwartung der Zukunft und der traurige Abschied von dem väterlichen Hause in ihm erregten. Er schien gedanken-

los umherzugehen, nahm Kleinigkeiten in die Hand, und betrachtete sie aufmerksam, warf dann einen flüchtigen Blick auf größere, der Betrachtung werthe Gegenstände, oder er trat an das Fenster, welches die Aussicht auf die reizende Gegend, auf die fernen Gebirge öffnete. Mit unverwendeten Augen blickte er dann in das freie, als wollte er das Bild der schönen Landschaft für immer in dem Auge befestigen.

Weinen konnte er nicht, die Rührung der Seinigen konnte nicht auf ihn übergehen: denn die Freude über die Veränderung seiner Lage kämpfte gegen die traurigen Eindrücke, suchte ihren Platz zu behaupten, und erhielt dadurch den Knaben in Gleichgiltigkeit.

So vergingen die Morgenstunden. Es wurde Mittag; die Magd deckte den Tisch; die Speisen wurden aufgetragen; aber spät versammelte sich die Familie, nachdem der Prediger die Frage nach den Seinigen öfter wiederhohlet hatte. Jetzt entblößte er sein Haupt, und dankte dem großen Ernährer aller Geschöpfe mit rührenden Worten für die Wohlthaten, die er auch ihnen erzeiget

hatte. Mutter und Töchter schluchzten bei diesem Gebete laut. Das traurige Gemüth neiget sich gern zur Frömmigkeit, und lässet sich leicht durch die Worte der Religion rühren. Die Traurigkeit erweichet das Herz, und ziehet den Sinn von den angenehmen Zerstreuungen des irdischen Lebens zu ernsteren Betrachtungen hin, so daß er sich gern in dem erhabenen, himmlischen verlieret.

Die Mutter konnte nicht essen; den Töchtern quoll der Bissen im Munde. Adolph selbst fühlte eine unnatürliche Sättigung, die eine Folge von der Unruhe des Geistes war.

Nur der Prediger blieb der gelassene, feste Mann, welcher bei dem vielfachen Wechsel des menschlichen Schicksales Fassung und nützliche Ruhe behält. Er sprach zu seinen Lieben: „was ist aber eigentlich die Ursache eurer zu großen Traurigkeit? Daß Adolph heute vier Meilen weit von uns entfernet wird? Er bleibet ja immer in unserer Nähe. Wir werden ihn zwar jetzt vermissen; aber wir werden ihn auch wiedersehen. Wie groß ist nicht die Freude des

Wiedersehens! Tage und Stunden werden vorhergezählet, Vorbereitungen werden getroffen, tausend Mal rufet die Phantasie die Scene der Wiedervereinigung herbei — und wenn der bestimmte Tag erscheinet, dann schläget unser Herz dem Augenblicke entgegen, in welchem der Ersehnte vor uns stehen wird. Freude erfüllet unser ganzes Gemüth, wir zittern vor Entzücken, wir vergessen alles andere, wenn es endlich durch das Haus erschallet: er kommt! Sehet diesen höhern Genuß bereiten wir uns durch das Entbehren. — Bis zu dem Osterfeste sind nur sieben Monate. An dem ersten dieser festlichen Tage erinnern wir uns beim Gottesdienste an jene Schülerinnen Jesu, welche ihren göttlichen Lehrer, ihren geliebtesten Freund so überraschend wiedersahen Schmerzhafter, als je ein Kind von der Mutter scheidet, hatten sie sich von ihm getrennet; er wurde zum qualvollen Tode geführet, den er unschuldig litt; ihnen war aber das Glück der Wiedervereinigung mit dem Auferstandenen beschieden. Auch bei uns ist an diesem Tage große Freude, wir sehen unsern Adolph

wieder, er liegt wieder an unserm Herzen, unser Blick hanget an seinen Lippen, wir hören ihn seine Begebenheiten erzählen, wir wissen ihm so viele Veränderungen bei uns mitzutheilen, wir beobachten seine Ausbildung mit so vielem Wohlgefallen, daß uns die Tage wie Stunden verfließen. Würdest du, gutes Weib, auf das Osterfest dich so freuen, wenn Adolph diesen Winter in unserem Kreise verlebte? Erwartest du darum Weihnachten mit Sehnsucht, weil du dann deine Töchter erblicken wirst, die jeden Tag, der zwischen uns und diesem Feste lieget, um dich sein werden?"

So sprach der Prediger. Er wollte zwar seine Gattinn mit diesen Worten nicht trösten; aber durch frohe Aussichten in die Zukunft suchte er ihre Traurigkeit zu schwächen: er ließ milde Strahlen der Freude durch den Nebel fallen, welcher den heutigen Tag verdüsterte.

Das Scheiden, erwiederte die Predigerinn, würde nicht so traurig für mich sein: denn ein Sohn muß sich doch einmal von seinen Aeltern trennen; aber das schmerzet mich, daß ich meinen

Adolph als unerfahrnen Knaben fremden Menschen übergeben muß, die gewiß nicht so, wie seine Aeltern, auf sein Wohl bedacht sind. Wie leicht kann er zum bösen verführet werden!

„Wir übergeben ihn der Vorsehung, seinen Lehrern, seinem braven Wirthe und seinem guten Gewissen, antwortete der Prediger. Die Vorsehung wird ihn zwar nicht zum guten zwingen, und seine Aufseher können es nicht; aber von beiden wird er aufgemuntert und unterstützt werden, wenn sein guter Wille dabei ist, wenn er die Winke der Vorsehung und die Ermahnungen seiner Lehrer redlich benutzet. Darum muß er selbst, wie jeder andere Mensch, das beste thun."

Dann wendete er sich zu seinem Sohne mit den Worten: „Guter Adolph, (ich kann dich so nennen, denn vor unsern Augen hast du dich immer gut gezeiget), guter Adolph, bewahre den letzten Zuruf deines Vaters im Herzen: sei tugendhaft, und rüste dich jeden Morgen gegegen die Verführung mit guten Vorsätzen! Dein Glück, die Ruhe der Deinigen, die dich

so zärtlich lieben, wirst du zerstören, wenn du leichtsinnig dem bösen folgest. Du wirst bei redlichen Leuten wohnen; betrachte diese nebst deinen Lehrern als deine väterlichen Freunde, belohne ihre Mühe durch Gehorsam und Gegenliebe, und suche darin alle deine Mitschüler zu übertreffen. Sei fleißig, damit du dir selbst nützlich, — sei gefällig, damit du bei andern beliebt werdest."

Adolph versprach mit Thränen im Auge, keine dieser guten Lehren zu vergessen, sie alle streng zu befolgen. Sein Versprechen war aufrichtig: Falschheit hatte er nicht kennen lernen, nach guten Beispielen hatte er sich gebildet, gehorsam zu sein war ihm zur Gewohnheit geworden.

Ehe die Mahlzeit geendiget war, fuhr der Förster Kornmann in den Hof. Er hatte liebe Anverwandte in der Stadt, und wollte Adolphen zu diesen redlichen, kinderlosen Leuten als Kostgänger und Hausgenossen bringen.

An nichts konnte jetzt Adolph mehr Theil nehmen, ihm erschien alles wie im Traume, wo sich jede Vorstellung schnell wieder verwischt.

Der Abreise wegen war er ängstlich, des Abschiedes wegen beklommen; das wallende Blut färbte sein Gesicht, erschwerte den Athemzug, und hinderte die freie, ruhige Bewegung des Körpers. Der Förster riß ihn bald aus dieser bangen Lage. Er that sehr eilig, weigerte sich von dem Wagen zu steigen, und verstattete den Aeltern wenige Zeit zum traurigen Abschiede. „Wer wird sich durch langes Abschiednehmen zu weich machen! sagte er. Adolph komm, steige in den Wagen, und sprich kurz und gut: lebet wohl! Wir müssen eilen: der Weg in die Stadt ist lang, die Zeit kurz."

Sobald Adolph in dem Wagen saß, rollte dieser zum Thore hinaus, und die schnaubenden Pferde wurden in ihrem schnellen Laufe nicht eher angehalten, bis das Dorf den Augen der Reisenden entzogen war. Jetzt benutzte der Förster Adolphs Traurigkeit, um einige gute Lehren eindrucksvoll zu wiederhohlen, dann suchte er ihn zu zerstreuen, indem er die Dörfer, welche man in der Nähe und Ferne erblickte, nennete, mancherlei Schicksale derselben, besonders

im dreißigjährigen Kriege, erzählte, und dann von seinen vielen Reisen als Feldjäger nach Petersburg, Konstantinopel und Paris unterhaltende Begebenheiten anführte. So wurde der lange Weg verkürzet, und war zurückgeleget, ehe die rothe Scheibe der Sonne gänzlich hinter die fernen Gebirge sank.

Herr Werder, der Oheim des Försters, empfing den neuen Hausgenossen mit deutscher Herzlichkeit, und wurde ihm in der ersten Stunde gewogen, weil dieser ganz unbefangen in ländlicher Unschuld sprach, und sich zugleich durch seine sanfte Gesichtsbildung, wie durch seine Gutmüthigkeit empfahl.

Als der Förster am andern Morgen zurückfuhr, sagte Adolph zu ihm: grüßen Sie noch ein Mal meine Aeltern. Sagen Sie ihnen nur, ich wollte gewiß recht gut werden.

„Gott stehe dir bei, lieber Adolph! antwortete der Förster. An der Freude deiner Aeltern über dich werde ich auch Theil haben. Aber wenn du ein schlechter Mensch würdest, Adolph, ich rief über dich noch am jüngsten Tage ach

und wehe! Deine braven Aeltern und mich, deinen Pathen, brächtest du in das Grab."

Er küßte den Knaben, und fuhr ab.

Adolph hielt treulich sein Versprechen. Durch Fleiß und gutes Betragen gewann er bald die Zufriedenheit und Liebe seiner Lehrer, durch seine Gefälligkeit und Verträglichkeit die Achtung seiner Mitschüler. Herr Werder war ein einsichtsvoller Mann, der ihn genau beobachtete, der ernst und streng, freundlich und mild gegen ihn war, wie er es den Umständen gemäß fand. Er und seine Frau dienten dem Knaben zum Muster wahrer Tugend. Ihr stilles, häusliches Leben glich einem wohlgeschriebenen Buche, in dem auf jeder Seite etwas lehrreiches, überdachtes gelesen wird. Kein Tag verging, an dem Adolph nicht neue Aufmunterung zur Menschenliebe, Versöhnlichkeit, Gutthätigkeit, Gerechtigkeit und Religiosität erhalten hätte. Reinlichkeit und Ordnung waren überall sichtbar, und Herr Werder ermüdete nicht, Adolphen an den Umgang mit diesen freundlichen, beglückenden Begleiterinnen durchs Leben zu gewöhnen. Ihn

verdroß es nicht, früh nachzusehen, ob mit dem Wasser im porzellanenen Becken auch huflandisches Zahnpulver vermischet sei; ihn verdroß es nicht, den niedrigen Bürstenschrank zu öffnen, um zu untersuchen, ob Adolph auch alle Bürsten wieder in Ordnung gebracht habe. Er hielt so strenge auf Ordnung, daß Adolph die Papierschere wieder so hinlegen mußte, wie sie gelegen hatte, daß er genöthiget war, seinen Hut jedes Mal, wenn er ihn auch noch so oft brauchte, in ein dazu bestimmtes Futteral zu legen. „Fällt dir dieses auch jetzt schwer, sagte er: so wird dir doch endlich alles zur Gewohnheit, und du wirst fühlen, wie beglückend die Ordnung ist. Durch sie lebet der Mensch noch ein Mal so froh.

Werder betrieb seine Geschäfte (er war Justizrath) mit der gewissenhaftesten Treue und Pünktlichkeit, und gab Adolphen auch hier das Beispiel eines Mannes, der jede Stunde mit nützlicher, pflichtmäßiger Thätigkeit ausfüllet. Erst dann genoß er Vergnügungen, erst dann sahe man ihn aus dem Fenster das Gewühl auf

der Straße betrachten, oder im weichen Lehnstuhle sich mit der geschäftigen Gattinn unterhalten, wenn er sein Tagewerk vollbracht hatte. Eher durfte auch Adolph nicht zu seinen Vergnügungen eilen, als bis er beweisen konnte, daß er heute keine pflichtmäßige Arbeit vernachlässiget habe.

In dem heitern Kreise der Gesellschaft, die sich in Werders Hause wöchentlich versammelte, wurden nicht ohne Barmherzigkeit Bekannte und Unbekannte verurtheilet, es wurde nicht ohne billige Schonung von den Fehlern und Schwächen der andern Menschen gesprochen. Man beeiferte sich nicht, böses von andern zu erzählen, man freuete sich vielmehr, eine edle Handlung als Neuigkeit bekannt zu machen. Die Gespräche waren lehrreich und wohlthätig für das Herz, die Spiele unterhaltend und nicht nahrungslos für den Geist, die Scherze unschuldig und fein. Kein unanständiges Wort, keine zweideutige Rede machte hier den Knaben schamroth oder schamlos.

In diesem Hause war Adolph wohl aufgehoben; er konnte nicht von dem rechten Wege

abweichen: denn gute Menschen gingen ihm stets zur Seite. Weil er nur mit solchen Schülern umging, welche die Lehrer Herrn Werdern empfahlen, und diese ihn auf dem Wege zur Schule und aus derselben begleiteten: so hatte er die Verführung zum bösen mit deren Reizen noch nicht kennen gelernt; das gute war ihm zur schönen Gewohnheit geworden. Doch wie leicht wird es dem Menschen, aus Gewohnheit handeln! Ihm kostet es nicht die geringste Anstrengung. Wie leicht kann er aber auch die gute Gewohnheit ablegen, und die tadelnswerthe annehmen!

Darum zeiget sich ihm die Verführung unter mancherlei Gestalten; darum suchet sie ihn in seiner Gewohnheit zu unterbrechen, und die Pflicht zu erschweren. Indem er ihr kräftig widerstehet, soll er lernen, daß das gute in ihm mehr als Gewohnheit, daß es fester Grundsatz und stündlich erneuerter Entschluß sein müsse.

Als Adolph am Osterfeste die geliebten Aeltern und Schwestern wiedersahe, hing das zärt-

liche Auge der Mutter fast unverwendet an dem wohlgerathenden Sohne; liebevoll blickte der Vater auf ihn, und dann gegen den Himmel mit dankbarer Rührung. Seine Ordnungsliebe, sein Trieb zur Arbeit, seine reinen Sitten, sein voller Anstand errangen bei seinen Schwestern diejenige Hochachtung, welche der schwesterlichen Liebe mehr Innigkeit giebt. — Beruhigter schied sich die Mutter von ihm, als sie ihn bei seiner zeitigen Zurückkehr bis an den Wagen begleitete, und auf den Wagentritt stieg, um seinen Lippen den letzten Kuß noch aufzudrücken. Warum sie beruhiget das lebe wohl sagte? werdet ihr, junge Leser, euch selbst erklären können. So oft Adolph den Besuch bei seinen Aeltern erneuete, so oft wuchs auch das Vergnügen der Seinigen.

Nach fünf Jahren starb Herr Werder, und seine Frau überlebte ihn nur zwei Monate. So wie die Welt zwei schätzbare Menschen in ihnen verlor: so geleitete Adolph seine Schutzengel zu Grabe. Sein Vater miethete ihm bei einem Brauer eine kleine Stube im Hinter-

gebäude, und trauete dem siebzehnjährigen Jünglinge so viele Selbstständigkeit zu, daß er sich rein von Vergehungen halten, und seine Schuldlosigkeit nicht der Verführung zum Opfer bringen würde. Er sollte ja nach einem Jahre die Schule verlassen, und auf der zwanzig Meilen entfernten Universität Wittenberg die Theologie studiren. Dort würde er sich ganz überlassen gewesen sein, und im vollen Besitze der Freiheit befunden haben Jetzt übertrug aber sein Vater dem Direktor, einem alten Freunde, die besondere Aufsicht über den hoffnungsvollen Jüngling.

Adolph entsprach ganz den Erwartungen seiner Aeltern und Lehrer. Sein Fleiß ermüdete nicht, sein Betragen blieb tadellos. Mit seinem Busenfreunde, Sternwald, dem Neffen des Direktors, wetteiferte er um den Ruhm, der geschickteste, fleißigste Schüler zu sein. Beide kamen nach den Schulstunden zusammen, und lasen, bei gemeinschaftlicher Gedankenmittheilung, die besten Werke griechischer und römischer Schriftsteller. Adolph schränkte alle Bedürfnisse

ein, aß trockenes Brot am Morgen und Abende, trank weder Kaffee noch Bier, sondern reines Wasser, und schrieb aus Verachtung des künstlichen Getränkes auf seinen Wasserkrug die Worte eines griechischen Dichters: das beste ist das Wasser *). Ja er bewahrete seine Wäsche vor jeder Verunreinigung mit so vieler Sorgfalt, daß sie noch ein Mal so lange weiß blieb, als vorher. Dadurch ersparete er wöchentlich einige Groschen Wäscherlohn. Durch diese Einschränkung seiner Ausgaben war er im Stande, sich eine große Bibliothek anzukaufen. Ueber den Ausdruck große Bibliothek werdet ihr, junge Leser, lächeln; allein ihr müßt bedenken, daß in jener Stadt die Gelehrsamkeit nur bei Schülern und wenigen Geistlichen galt. Die besten Ausgaben der lateinischen und griechischen Schriftsteller wurden daher in Auktionen für ein Spottgeld zugeschlagen. Wer zehen Thaler besaß, konnte sich leicht den Besitz von hundert nützlichen Büchern erwerben.

---

*) Pindar: ἄϱιϛον μὲν ὕδωϱ.

Unter Büchern saß also Adolph mit seinem Freunde, bis die Kühle des Abendes eintrat. Dann genossen sie beide auf einem Spaziergange die Reize der Natur, und kehreten zur rechten Zeit in ihre Wohnungen zurück. Wie freueten sie sich auf die langen Abende des herannahenden Winters! Dann wollten sie bis spät in die Nacht bei einander sein, und sich gegenseitig in ihrem Fleiße unterstützen.

Das Laub der Bäume fiel zur herbstlichen Zeit; es hatte den Sommer hindurch Vollkommenheit erlangt. Sternwald sank auch mit dem Laube; doch er hatte den Sommer des Lebens nicht erreicht. Ein hitziges Fieber unterbrach seine kurze Laufbahn.

Adolph stand jetzt freundlos da. Sein schwermüthiger Blick, sein gesenktes Haupt, sein bleichendes Gesicht bewiesen deutlich, wie tief er den Verlust eines treuen Freundes fühle.

Diesen traurigen Zustand des Jünglinges benutzte ein Schüler, der unter jene Menschen gehörte, welche aufrichtigen und vertraulichen Sinn im Angesichte, und Falschheit im Herzen

tragen,

tragen, welche sich von dem Verderben der andern mästen, und im stillen frohlocken, sobald sie die Unschuld sich gleich gemacht haben. Oertel, so hieß dieser verworfene, besuchte Adolphen einige Wochen nach Sternwalds Tode, indem er Gelegenheit nahm, ihn um Mittheilung eines Buches zu bitten. Als feiner Beobachter der Menschen bemerkte er bald, durch welche Reden er Adolphen gefallen und fesseln konnte, und hatte schon in der ersten Stunde dessen Zuneigung gewonnen, so daß ihn dieser bat, seinen Besuch bald zu wiederhohlen. „Nichts ist mir erwünschter, als diese Erlaubniß, erwiederte Oertel. Wie oft habe ich mich gesehnet, mit Ihnen näher bekannt zu sein: denn Ihre Freundschaft bringt mir nicht allein Ehre, sondern auch vielen Nutzen für meine geistige und moralische Ausbildung." Diese glatten Worte hielt Adolph für keine Schmeichelei, sondern für den Ausdruck eines aufrichtigen Herzens, weil er selbst Freund der Wahrheit war. Mit Entzücken wiederhohlte er sie, als Oertel sich entfernet hatte, nährte den schmeichelhaften Gedanken, daß er doch Verdienste haben müsse,

weil andere dieselben anerkenneten, und fing jetzt an, der Eigenliebe durch verderbliche Eitelkeit Weihrauch zu streuen.

Oertel besuchte ihn fast täglich, und sahe ihn wieder mehrere Male in eigener Wohnung.

Als Adolph an einem Sonntage in Oertels Stube trat, fand er viele Schüler versammelt, die ihm sämtlich unbekannt waren. Sie besuchten nemlich die zweite hohe Schule in der Stadt. Mehrere saßen um einen Tisch, belustigten sich mit Kartenspielen, und trieben frohen Scherz. Gewinnsucht schienen sie nicht zu kennen: denn sie spielten um kein Geld.

Oertel saß unter ihnen, und fragte Adolphen, ob er nicht mitspielen wolle? „Wir suchen eine leichte Unterhaltung, um von unsern gemeinschaftlichen Arbeiten auszuruhen, sagte er. Bis vier Uhr haben wir zusammen studiret. Unser Spiel ist ganz unschuldig."

Adolph schlug die Aufforderung aus, weil er das Spiel nicht kennete, legte sich aber auf Oertels Stuhllehne, und sahe über dessen Schultern in die Karten.

Das Spiel war einfach; mit Hilfe einiger Fragen war er mit dessen Gesetzen bekannt gemacht. Um zu versuchen, ob er alles begriffen habe, setzte er sich an Oertels Platz, und nahm die zugetheilten Karten an. Er hatte alles nach einigen Spielen recht wohl begriffen, und fand so vieles Vergnügen an diesem Zeitvertreibe, daß er es ungern sahe, als die übrigen nach einer halben Stunde die Karten zusammenwarfen, und fortgingen. Den folgenden Sonntag fand sich Adolph wieder auf Oertels Stube ein, spielte wieder, und lernte mehrere neue Spiele, die unterhaltend genug waren. So setzte er den Besuch dieser verführerischen Gesellschaft mehrere Sonntage fort. Der Hang zu diesem Unglück bringenden Zeitvertreibe entwickelte sich immer mehr in ihm. Der Jüngling entdeckte diese verderbliche Veränderung im innern noch nicht: denn der Schmeichler Oertel hatte ihn auf seine bessern Eigenschaften aufmerksam gemacht, und von der ernsten Selbstprüfung abgezogen. So stürzte Adolph seinem Verderben entgegen;

nach vier Wochen war der Hang zum Spiele Leidenschaft geworden.

Jetzt zeigte sich ihm die Gesellschaft der jungen Spieler in ihrer wahren Gestalt. Sie durfte nicht mehr den Schein der Unschuld annehmen: denn Adolphen hatte die Leidenschaft verblendet. Wehe den Verderbern einer schwachen, schuldlosen Seele! Wenn sie auch frohlocken über ihr Verbrechen, über den Raub, den sie von dem Gefallenen erbeuten: so wird sie doch ihr eigenes Gewissen verfluchen, wenn dieses mit Schrecken erwachet!

Jetzt wurde auch in Wochentagen gespielet, jetzt wurden Spiele angeordnet, die ohne Geldgewinn nichts anziehendes hatten. Adolph widersetzte sich nicht, er war vielmehr mit dieser Umänderung zufrieden, weil er im Anfange gewann.

Doch wir wollen uns einige Augenblicke von dem Spieltische entfernen, und Adolphen in seinem häuslichen Leben beobachten. Hier sank die Ordnung, hier entwich die Reinlichkeit. Kaum war die Schule beendet, so eilte er nach Hause, warf seine Bücher hin, und ging in jene Ge-

sellschaft, aus welcher er des Abends spät zurück-kehrte. Der Eifer, sich durch häuslichen Fleiß zu mehrerer Brauchbarkeit auszubilden, war erkaltet, nur die Furcht vor der Strafe und Entehrung trieb ihn an, diejenigen Arbeiten zu liefern, welche die Lehrer forderten. Allein sein ermüdeter Körper, sein durch das Wechsel des Spieles beunruhigter Geist forderten Ruhe. Schläfrig kleidete er sich aus, sank schon schlummernd in das Bett, und erwachte am späten Morgen. Jetzt mußte er eilen, seine Arbeiten für die Schule oberflächlich zu thun, die Zeit reichte kaum zu; daher konnte er die zerstreueten Kleider und Bücher weder in Ordnung bringen, noch erstere reinigen. So verlor sich nach und nach die Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, welche der verstorbene Werder so gewissenhaft in ihm zu entwickeln gewußt hatte. Noch zerrütteter war seine Kasse. In jener Gesellschaft der verdorbenen Jünglinge hatte er sich zum Tabakrauchen verleiten lassen, er hatte sich gewöhnet Bier zu trinken. So waren zwei Bedürfnisse entstanden, die von dem Gelde bestrit-

ten wurden, welches einst der unschuldige Jüngling zum Ankaufe nützlicher Bücher bestimmte. Ein Bedürfniß rief das andere herbei, und alle Einschränkungen wurden aufgehoben. Dennoch trug der verblendete Jüngling jeden Groschen zum Spiele, und verlor ihn, weil seine gefährlichen Gesellschafter falsche Spieler waren. Begierig, den Verlust wieder durch künftiges Glück zu erlangen, ließ er sich nicht durch den gegenwärtigen Mangel, in welchen ihn sein Leichtsinn versetzet hatte, niederschlagen.

So oft ihm seine Mutter einige ersparte Thaler heimlich übersendete, trug er diese in die Gesellschaft zur Beute der gierigen Spieler; wenn gleich die Mutter ihm stets schrieb: „wende das Geld gut an; es ist mir sauer geworden, dasselbe zu ersparen!"

Er blieb den Handwerkern, die für ihn Kleidungsstücke lieferten, das geforderte Geld schuldig, welches ihm doch sein Vater zukommen ließ, so bald er die Rechnungen erhielt. Alles wurde ein Raub der Spieler.

Einst war er ganz ohne Geld; er bat seinen

Wirth, ihm einen Thaler zu leihen. Der Brauer stutzte, als er Adolphs Bitte hörte. Im vergangenen Sommer hatte dieser ihm Geld zum Aufheben gegeben, jetzt wollte er borgen! Außerdem hatte ihm die Wäscherinn geklaget, daß sie jetzt keine Bezahlung von Adolphen bekommen könne. Er wußte, daß Adolph dem Speisewirthe einige Thaler schuldig sei; der Schneider und Schuhmacher hatten sich auch nach den Umständen des Jünglinges erkundiget, und ebenfalls über das lange Ausbleiben der Zahlung Klage geführet. Ihm selbst war seit einiger Zeit Adolphs unreinlicher Anzug, die Flecke im Rocke, die unsaubere Wäsche, die späte Zurückkunft in das Haus aufgefallen. Er sahe ihn daher prüfend an, und fragte nachdrücklich: wozu wollen Sie das Geld haben?

Adolph erröthete. Bis jetzt hatte er noch die Wahrheit geliebt; in diesem Augenblicke mußte er entweder lügen oder bekennen. Das letzte zu wählen, war er nicht genug erschüttert und vorbereitet; das erste wurde ihm leichter, ob er gleich dabei erröthete. Er entschuldigte sich, so

gut er konnte, daß ihm sein Vater in langer Zeit kein Geld gesendet habe, daß er daher weder die Wäscherinn, noch das Kostgeld bezahlen könne, und diesen Thaler anwenden wolle, um sich früh und des Abends zu sättigen. So war die erste Lüge vollbracht!

Der Brauer glaubte ihm, hielt seine Verlegenheit für Schamhaftigkeit, und gab ihm den Thaler.

Adolphs guter Geist rief ihm noch ein Mal zu: rette dich! Unruhe entstand im innern, Vorwürfe des Gewissens vermehrten sie. Der Jüngling fühlte sein Vergehen, er beschloß, sich von der verderblichen Leidenschaft, welche ihn an eine Gesellschaft verdorbener Menschen band, loszureißen. Doch, in dem Augenblicke, in dem er einen so schönen Vorsatz faßte, war er schon zu schwach, dieser Leidenschaft zu widerstehen, die ihn gewaltsam zum Verderben zog. Das Spiel stellte sich ihm zu reizend dar, seine Sinnlichkeit geizte nach diesen Reizen vom neuen, und er suchte sich selbst zu belügen, um die Einwilligung seines Gewissens zu erschleichen. So zer-

rissen kann das innere des Menschen werden, daß eine Kraft gegen die andere feindselig, hinterlistig handelt! Adolph redete sich vor, daß er nur das letzte Mal noch einen Versuch machen wolle, seinen Verlust wieder zu erlangen. Der ernste Wille verwirft diese schlüpfrige Entschuldigung, diese kleinlichen Ueberredungskünste unserer Sinnlichkeit, welche gewöhnlich bei der Verführung zum bösen in uns laut werden.

Adolph ging in die Gesellschaft, zwar nicht völlig beruhiget; aber doch zu sehr bethöret, um diese Unruhe zu achten.

Niedergeschlagen kehrte er spät in der Nacht aus jener Mördergrube zurück. — Und gewiß diesen furchtbaren Namen verdiente die Gesellschaft. Ihre Mitglieder waren gefährlichere Mörder, als die, welche mit Gewalt dem Unschuldigen das Leben rauben. Diese können doch seine Unschuld nicht tödten; aber jene mordeten mit Werkzeugen der Verführung ein unschuldiges, kindliches Gemüth. — Alles hatte Adolph verloren, zwei Thaler war er noch schuldig geblieben.

Er warf sich voll Verzweiflung auf sein Bett;

er bebte vor der Lage zurück, in welche er sich muthwillig gestürzet hatte. Morgen sollte er dem Speisewirthe Geld bringen, wenn er ferner sich bei ihm sättigen wollte; morgen zu bezahlen hatte er der armen Wäscherinn versprochen; bis auf morgen hatte er den grob mahnenden Schneider hinzuhalten gesucht, der dann schriftlich den Prediger selbst mahnen wollte; morgen früh hatte Adolph keinen Bissen Brot zu erwarten. Mit unruhiger Seele überdachte er sein zügelloses Leben in dem letzten Vierteljahre, schmerzlich erinnerte er sich an seine vorige Unschuld, an die Hoffnung seiner Aeltern, an die Erwartungen seines verstorbenen Erziehers. Reuevoll wüthete er gegen sich selbst; er knirschte mit den Zähnen, und schlug die geballte Faust gewaltsam gegen den Kopf. Jetzt befand er sich in der wahren Stimmung, gute Vorsätze zu fassen; aber diese bleibend zu erhalten, und standhaft auszuführen, das gehörte den folgenden Tagen an. Endlich schlief er in seinen Kleidern ein, träumte schwer, und erwachte am Morgen spät. Die Zeit der Schule war noch eine Vier-

telstunde entfernt; das sahe er an der Uhr des Kirchthurmes, welcher sich hinter den Dächern erhob. Er sprang vom Bette auf, sahe seinen gewöhnlichen Ueberrock voll Federn, und war genöthiget, sein festliches Kleid anzuziehen. Nothwendig war es aber, die bessern Unterkleider zu diesem Anzuge zu wählen. Hier zeigten sich die Folgen der Unordnung. Er konnte die Schuhe nicht finden, vermißte eine Beinkleiderschnalle, und gerieth eines mangelnden, reinen Halstuches wegen in Verlegenheit. In seinem Gedächtnisse erwachte jetzt sehr lebhaft Herrn Werders Rede: „die Ordnung läßt den Menschen glücklich und heiter leben!" Er rief laut: wäre ich bei dieser schönen Gewohnheit geblieben, ich würde den heutigen Verdruß und diese Angst nicht haben!

Endlich hatte er alles herbeigesuchet, und sich angekleidet; allein er kam in die Schule, als der Direktor die erste Stunde schon schließen wollte.

Dieser rief Adolphen beim Schlusse in sein Zimmer. Der Jüngling hatte sich oft stundenlang mit dem alten, würdigen Manne unterhal-

ten, und seine ungetrübten Augen zu dem wohlwollenden Blicke des Greises erhoben; doch jetzt neigte er sein Haupt, und blickte zur Erde nieder.

„Mein Sohn," sprach der Direktor, „mit Wehmuth bemerke ich, daß eine große Veränderung in dir vorgegangen ist. Dein gesundes Gesicht ist verbleichet, deine vollen Wangen sind abgezehret, deine Augen sind nicht mehr heiter und zutrauensvoll, dein Blick ist schüchtern und unsicher, dein Geist ist zerstreuet, dein Fleiß ist dahin! Wo finde ich in deinen Arbeiten, in deiner Kleidung, in deinem Schulbesuche die alte Ordnungsliebe und ängstliche Genauigkeit? Woher diese unglückliche Veränderung? Rede!"

Adolph zitterte am ganzen Körper. Er wollte jetzt zu den Füßen des Greises sinken, und seine Schuld bekennen; aber jene falsche Scham, die wohl von dem Bekenntnisse, doch nicht von der Ausübung der Frevelthat den Menschen zurückhält, verstattete ihm nicht, dem Aufrufe seines bessern, richtigern Gefühles zu folgen. Er stotterte zwar die Worte hervor: seitdem ich meinen guten Sternwald verloren habe — — —;

allein die weitere Rede unterbrachen die Furcht und ein Strom von Thränen.

Der Direktor sahe diese Thränen für den Erguß eines traurigen, melancholischen Gemüthes an, faßte Adolphs Hand, und sprach mit sanfter Stimme: „also ist es Schwermuth über den Tod deines Freundes, was dich unglücklich macht? Ich habe dieses gefürchtet: denn du liebtest ihn so zärtlich, warest gleichsam mit seiner Seele verschmolzen. Eine andere Ursache konnte ich nicht fürchten: weil ich dir keinen Bubenstreich zutraue. Doch hüte dich, mein Sohn, daß du dich nicht versündigest! Wir sollen den Todten beweinen: er war uns theuer; aber seinem Andenken unser Wohl aufopfern, uns durch übermäßige Traurigkeit der Pflicht des Lebens entziehen, das sollen wir nicht! Suche Zerstreuungen durch Arbeiten, verdoppele deinen Fleiß, wähle dir gute Gesellschafter, die in den Stunden der Muße und Erhohlung dich umgeben: so wird sich deine Schwermuth mildern, und endlich in sanftes, frohes Andenken an den geliebten Entschlafenen übergehen. Sternwald ist zu

der bessern Welt erhoben; er genießet jetzt eine höhere Seligkeit, als die unserer Erde ist; sein Geist erlangt eine höhere Kenntniß, als wir in unserm unvollkommenen Zustande hier erreichen werden; er siehet sich von besseren Wesen umgeben, als wir sind, welche das gute heiliger und inniger lieben, als wir. Warum sollen wir ihn beklagen? Nur dadurch wirst du sein Andenken ehren, wenn du so tugendhaft fortlebest, wie er es würde gethan haben!"

So schloß der Greis. Adolphs Thränen zeugten von seiner innigen Rührung. Beschämt war er durch die gute Meinung, die der Direktor von ihm hatte, es schmerzte ihn sehr, den ehrwürdigen Mann zu hintergehen; aber er wagte nicht, seine Schuld zu bekennen. Der Direktor überließ ihn einige Zeit sich selbst, und sagte dann wieder: „versprichst du mir, deine Traurigkeit, so viel dir möglich ist, zu zerstreuen, und zu deiner Pflicht wieder zurückzukehren?"

Ja, ich will anders werden, gewiß anders, erwiederte Adolph heftig, und küßte ihm die Hand.

„Nun gehe, und beweise jetzt gleich, daß du nicht etwas versprochen hast, dessen Anfang verschoben werden könne!“ sprach der Direktor, legte die Hand auf Adolphs Stirn, und fügte mit Herzlichkeit die Worte hinzu: „der Segen des Höchsten sei mit dir!“

Traurig ging Adolph in die Klasse zurück, mußte aber beschämt dort stehen, so oft ihn der Lehrer aufrief: denn er beschäftigte sich nur mit seinem innern, nicht mit den Lehrgegenständen. Am Ende der Schule verließ er die Stadt, ohne nach Speise zu verlangen, ob er gleich am Morgen nicht gegessen hatte. Vor dem Thore warf er sich an den Trümmern einer alten Gottesackermauer nieder, blickte hin auf die sinkenden Leichensteine und hölzernen Kreuze, und wünschte unter einer Rasendecke, gleich den vergessenen Schläfern, zu ruhen. Doch schauderhaft ist auch dem Gesunkenen der Blick in das Grab, sobald das Bild der künftigen Welt vor seine Seele tritt. Den fühllosen Leib übergiebt er dem Grabe zur Ruhe; er selbst aber geht als fortdauernder Geist im Gefühle seiner Nichtswürdigkeit zu

einen unbekannten Wirkungskreis über, und bringet das nicht mit, was ihn des veredeltern Daseins würdig machen kann. Auch dieses fühlte Adolph; er zürnete daher mit sich selbst. Der Zustand seines Gemüthes glich den Meereswellen, die sich felsenhoch beim Seesturme erheben, und wieder das gespaltete Meer brüllend ausfüllen. Bald sahe er seinen Lehrer vor sich stehen, und hörte dessen Worte noch ein Mal in seinen betäubeten Ohren; bald rief er das Bild jener Gesellschaft in seine Seele, und sahe sich nach und nach mit schnellerem Falle in das Verderben stürzen; bald sahe er seine Mutter über ihren verlorenen Sohn harmvoll die Hände ringen; bald sahe er Sternwalds jugendlichen Körper im Sarge liegen, wie er mit den Zügen der Unschuld und lächelnden Seelenruhe, dem edelsten, kostbarsten Schmucke des Menschen, zum letzten Male den Umstehenden ein Zeugniß war, mit welch einer reinen Seele er einst verbunden gewesen sei. Bald kam er zu dem Entschlusse, seinem Vater alles zu entdecken, bald fuhr er zusammen, und rief: „wie kann ich meinen zärtlichen Vater so

kränken!

kränken! Erst will ich mich bessern, dann will ich ihm zeigen, an welchem Abgrunde des Lasters ich mich befand! Für mein Vergehen muß ich büßen; ich will Hunger und Kummer ertragen: denn ich habe alles verdienet!"

Mit diesem Entschlusse kehrte er nach Hause zurück. Es war schon drei Uhr. Weil Nachmittags keine Schule war, hatte er nichts versäumet. Der Brauer rief ihn in die Stube, und kam ihm mit der frohen Nachricht entgegen: es ist Geld für Sie angekommen! Wie ein Blitzstrahl ergoß sich Entzücken durch Adolphs Seele. Der Brauer öffnete ein Glasschränkchen, und nahm das Päckchen nebst einem Briefe aus demselben. Adolph erkennete auf dem Briefe seines Vaters Hand, und las die Worte: „nebst einem Päckchen mit dreißig Thalern." Begierig erbrach er das Siegel, hastig durchlas er den Brief, niedergeschlagen legte er ihn zusammen. Der Vater schrieb ihm: „Uebergieb beiliegendes Geld dem Amtsverwalter. Du wirst „einige Holzzettel dafür bekommen, welche du „mir mit nächster Gelegenheit übersenden magst.

„Ich kann dir jetzt kein Geld zukommen lassen, „und hoffe, daß du noch einige Wochen mit „deinem Vorrathe ausreichen wirst. Wie herz„lich gern übersendete ich dir etwas. Es sind „schlechte Zeiten. Bleibe gut, und vergiß deine „Aeltern nicht!"

Da lesen Sie den Brief! sprach Adolph zu dem Brauer. Ich kann Ihnen meine Schuld jetzt nicht bezahlen, haben Sie Geduld.

Einem guten Menschen borgt man Jahre lang, antwortete der Brauer; aber — setzte er mit einem bedeutenden Blicke, den der aufgehobene Zeigefinger begleitete, hinzu — aber wer im Rathe der Gottlosen wandelt, und da sitzt, wo die Sünder sitzen, dem leihet man nicht gern einen rothen Heller!

Adolph erschrak, hielt sich für verrathen, und schlug die Augen nieder. Er ging mit dem Gelde in seine Stube. Wenn nur ein Thaler davon dein wäre! dachte er unterweges auf der Treppe. Leicht hätte hier die Verführung in einem schwachen Augenblicke ihr Haupt wieder erheben können; allein die guten Vorsätze waren

in dem Jünglinge zu lebhaft, als daß er nur flüchtig hätte begehren können, das geringste von dem Gelde zu berühren.

Als er seine Stube betrat, schämte er sich wieder vor sich selbst. Welche Unordnung, welche Unreinlichkeit war hier sichtbar! Zugleich fiel ihm die Tabakspfeife in die Augen. Ha, rief er, du sollst mir Brot für zwei Wochen geben, und du, sprach er zu seinem Tabaksbeutel, sollst meine Wäscherinn abschläglich bezahlen! Die Pfeife hatte ihm zwei Thaler gekostet, und ihrer Schönheit wegen manchen Käufer schon angelocket. Ein Schüler und Mitglied jener Spielgesellschaft, mit Namen Werdion, fand besonders an derselben vielen Wohlgefallen, und bot Adolphen mehr als den Einkaufspreis für sie an.

An diesen dachte Adolph gleich. „Aber wie kann ich ihm die Tabakspfeife zum Kaufe anbieten?" sagte er zu sich selbst. „Ich müßte den Wüstling in der Gesellschaft aufsuchen, welche ich vermeiden will, denn dort oder bei dem Schweizerbäcker ist er nur anzutreffen. — Doch, wie schwach bin ich? Warum sollte ich nicht

hingehen, und kalt der Verführung trotzen? Ich muß widerstehen lernen!"

So war er entschlossen, noch ein Mal in der Gesellschaft zu erscheinen, und sich von ihr mit Vorhaltung ihrer Greuelthaten zu trennen. Zuvor wollte er die möglichste Ordnung und Reinlichkeit in seiner Stube wieder herstellen. Er bürstete seine Kleider aus, gab seinen Stiefeln den längst verlorenen Glanz wieder, legte seine Schreibereien zusammen, und stellte die zerstreueten Bücher in das Bücherbret. Gott sei gedankt, sprach er zu den Büchern der alten Weltweisen, daß ich mich nicht an euch vergriffen, und euch verschleudert habe! Der Verführer Oertel hat es mir immer gerathen; aber die Vorsehung hat über mich gewacht. Wer weiß, ob ich nicht zehnfach schlechter jetzt wäre, und mich heute wohl gar an dem Gelde meines Vaters vergriffen hätte!

Endlich war die Stube aufgeräumet, und die vorige Ordnung wieder hergestellt; Adolph legte seine gewöhnlichen Kleider an, um zu den Spielern zu gehen. Einige Häuser weiter von

Oertels Wohnung war das Amthaus. Adolph wollte das Geld für das Holz dahin mitnehmen; aber er legte es wieder in sein Pult, damit er jede Gelegenheit zur Verführung von sich entferne. Das verrieth zwar seine Schwäche; doch wer könnte den Jüngling, der erst den Grund zur Besserung legte, deßwegen tadeln? Möchte nur jeder gesunkene Jüngling einen so ernstlichen Anfang zur Besserung machen, wie dieser.

Er ging jetzt fort, besann sich aber noch im Hause, daß er seine Tabakspfeife an Werdion nicht verkaufen dürfte, wenn er der Klugheit gemäß handeln wollte. Er war der Spielgesellschaft noch zwei Thaler schuldig. Wahrscheinlich würden diese Gläubiger sich dann gemeldet, und an dem Kaufgelde bezahlt gemacht haben. Die Schuld wollte er zwar bezahlen; aber jetzt nur nicht: denn er hatte kein Brot. Daher ging er zu dem ersten, besten Trödler, und lösete aus beiden Stücken einen Thaler und zwölf Groschen. Zehen Groschen trug er zu seiner Wäscherinn, die an dem Wege wohnete; mit

der übrigen Barschaft betrat er die Stube des liederlichen Oertel. Man sahe ihm eine gewisse Aengstlichkeit und Zurückgezogenheit an; einer fragte ihn nach der Ursache derselben, der zweite scherzte über seinen ungewissen, schüchternen Blick, ein dritter lud ihn zum Spiele ein. Adolph wollte sprechen, aber ihm fehlte der Muth, einer Gesellschaft von Bösewichtern ihr Unrecht vorzurücken. Zuvor hatte er es nicht geglaubt, wie viele männliche Fassung dazu gehöret, mit ruhigem Gemüthe jemand seine Vergehen vorzuhalten. Im Zorne und feindlichen Wortwechsel ist jeder dessen fähig.

Adolph lehnete sich still an das Fenster, sprach sehr kalt: ich spiele heute nicht! und nahm sich jeden Augenblick vor, seine überdachte Rede anzuheben; doch je länger er zauderte, je ängstlicher wurde er, bis er zuletzt mit sich selbst grollte.

Unterdeß stützte Werdion seinen Kopf auf den Tisch, und sprach: „mir wird übel! Ich werde mich auf dein Bett legen müssen, lieber Oertel." Die Freunde bedauerten ihn nur darum, weil

er nicht mitspielen konnte; setzten aber ihr Spiel ungestöret fort. Werdion legte sich auf das Bett, fing aber bald darauf zu wimmern und sich zu krümmen an. Adolph trat zu ihm an das Bett, und betrachtete ihn mitleidig. Er fragte ihn endlich, was ihm fehle? Doch Werdion antwortete nicht, ergriff nur seine Hand hastig, und drückte sie mit schnellem Nachlassen sehr angstvoll, als ob er die unerträglichsten Schmerzen empfände.

Sein Wimmern wurde lauter, sein Körper krümmte sich in jeder folgenden Minute gewaltsamer. Todesangst zitterte auf seinem Gesichte, der Leib schwoll mit jedem langsamen, keuchenden Athemzuge, die Augen traten stier und gräßlich hervor, und wurden von merklich entstehenden blauen Ringen umzogen. Endlich erstickte das fürchterliche Gebrüll des Unglücklichen, röchelnd suchte sich die klagende Stimme einen Weg durch den zusammengezogenen Gaumen zu bahnen, fürchterlich dehnte sich die Zunge aus dem Munde, und braunroth färbte sich das aufgetriebene Gesicht. Die Hände starben nach und nach ab, und Gefühllosigkeit verbreitete sich über

den Körper, der bald darauf entseelet auf das Lager zurücksank.

Erschüttert standen Werdions Gesellschafter um das Bett. Das furchtbare Gebrüll hatte sie von dem Spieltische aufgeschreckt, sie waren bei dem schauderhaften Anblicke eines qualvollen Todes verstummt, und fast der Besinnung beraubet.

Nur Oertel hatte bei der großen Bestürzung Gegenwart des Geistes genug gehabt, einen alten Regimentsfeldscher, welcher in dem Hause wohnete, herbeizurufen. Er kam mit diesem zurück, als der Körper schon leblos und entstellt dort lag. Der Regimentsfeldscher, ein Mann, der sein graues Har mit Ehren entblößen konnte, trat an das Bett, und sprach gleich beim ersten Anblicke des Todten: der ist vergiftet mit einer fürchterlichen Portion Gift.

Vergiftet! riefen alle erstaunt, vergiftet!

Ja, so ist es! erwiederte der Greis. Wann ist er zu Ihnen gekommen?

Schon vor drei Stunden, war die Antwort.

„So hat er in dieser Stube Gift erhalten!" rief er, schloß dann die Thür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche, nahm den entblößten Degen unter dem Arm, und rief mit der Kraft eines rüstigen Mannes: „keiner gehe mir von der Stelle! Ihr seid entweder seine Mörder, oder der Unglückliche hat sich selbst gemordet!" Dann zog er seine Brieftasche vor, und schrieb die Namen der Gegenwärtigen auf: „ich kenne euch alle, ihr gottlose Brut, und werde eure Namen der Obrigkeit übergeben!" sagte er. „Aber Sie, junger Mensch, kenne ich nicht," sprach er zu Adolphen, der, außer Fassung gebracht, am Bette stand, noch in der nemlichen Stellung, die er bei Werdions Hinscheiden angenommen hatte. Durch des Regimentsfeldschers Anrede wurde er aufgeschreckt, er bebte, und wollte sich entschuldigen, daß er nicht mehr zu den Spielern gehöre, und sich von ihnen losgerissen habe.

Nichts, nichts! sagte der Feldscher, darüber mögen Höhere entscheiden. Ich will nicht mehr, als Ihren Namen.

Zitternd und kaum vernehmlich nennete er sich, rief aber dann laut: ach Gott, so mußte ich sinken, daß mein Name zu den Mördern geschrieben wird! Verdient habe ich es wohl; aber heute nicht! Heute fing ich ja an umzukehren.

Schweigend sahe sich die Gesellschaft an; nur Oertel lächelte.

Ich kann nicht richten, nur untersuchen, sprach der Regimentsfeldscher, und steckte seinen Degen wieder in die Scheide. Die jungen Leute, welche er in der Uebereilung für Mörder hielt, hatte er selbst gefürchtet, und sich gegen sie mit Entschlossenheit gewaffnet. Jetzt sahe er, daß er nichts zu befürchten habe. Er wollte sich bei Adolphen erkundigen, was Werdion in den letzten drei Stunden gethan habe; als ihn aber dieser mit Aufrichtigkeit versicherte, daß er erst kurz vor Werdions Klage über Uebelkeit gekommen sei, wendete er sich an die übrigen.

Einige bezeugten, Werdion habe sich gleich beim Eintritte in die Stube an den Tisch gesetzet, und sei nur ein einziges Mal aufgestanden,

um eines gewissen Bedürfnisses wegen in die anstoßende kleine Holzkammer zu gehen.

Der Feldscher ging mit Lichte dahin. Ein Pulverbriefchen, das auf der Erde lag, fiel ihm gleich in die Augen. Ein kleiner, metallener Löffel war auf den niedrigen Holzstoß geworfen; weißes Pulver hing noch an ihm.

Da haben wir's! rief der Feldscher. Wenn dieses weißer Arsenik ist, so seid ihr zwar von dem Verdachte des Mordes frei, aber nicht von der Schuld. Ich werde gleich untersuchen, ob sich Gift in diesem Papiere befindet.

Er befahl Adolphen, hinunter zu seiner Frau zu gehen, und sich ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen nebst dem kupfernen Spucknapfe geben zu lassen.

Als dieses herbeigeschafft, und auf den Sal an das offene Fenster gesetzet war, schüttete er einiges Pulver aus dem Briefchen auf die Kohlen. Plötzlich verbreitete sich ein unangenehmer Knoblauchgeruch. Der Spucknapf, welchen der Feldscher über den Dampf gehalten hatte, war mit weißen Flecken bedeckt.

„Es ist Arsenik, sprach der Alte. Aber nun muß ich noch wissen, was den unglücklichen Menschen zu diesem Schritte getrieben hat. Ihr seid mir längst als liederliche Tagediebe bekannt.“

Jetzt ging er wieder in die Stube, zeigte auf die zerstreueten Karten, dann auf den Todten, und sprach mit Bitterkeit: „das sind die Folgen! — Allein solche Selbstmörder pflegen immer vor ihrem Tode noch etwas aufzuschreiben, und ihren Verführern das Gewissen zu schärfen. Vielleicht! —“

Ach Gott, rief Adolph, auch ich wollte ihnen heute Vorwürfe machen! Ich war dieser Mördergrube entflohen, warum mußte ich doch wieder diese Schwelle betreten!

„Um ein Beispiel zu nehmen an dem Tode eines Bösewichtes!“ sagte der Feldscher. „Die Gedanken, hierher zu gehen, hat Gott Ihnen eingegeben.“ — Oertel lachte, und verzog höhnend das Gesicht. —

„Hier ist nichts zu lachen, nichtswürdige Menschen!“ rief der Greis erzürnet. „Euer Raubnest wird zerstöret. Hier liegt ein todter,

hier stehet ein lebender Zeuge eurer Schandthaten. Fort mit euch aus dem Lande! Besser wäre es, man hängte an euren Hals einen Mühlstein, und versenkte euch in das tiefste Meer."

Er wendete sich zu dem Bette, riß Oerteln den Leuchter aus der Hand, und gab ihn Adolphen. „Leuchten Sie!" sprach er zu ihm. „Nachsuchen will ich, ob wir keine Anklage wider diese Bösewichter finden."

Er griff zuerst in die Westentasche des Todten, zog einen versiegelten Brief vor, und rief: „da haben wir's ja!"

Der Brief war an Werdions Vater überschrieben. „Was ist zu thun?" sprach der gute Alte, indem er die böse Gesellschaft scharf ansahe. „Brechen wir auf oder nicht? — Nein, das Siegel eines Briefes ist heilig! Den Inhalt werden wir zeitig genug erfahren. Der junge Mensch hat zuletzt seine Besinnung ganz verloren gehabt, sonst würden wir den Brief hier nicht finden. Hättet ihr ihn wohl seinem Vater zukommen lassen? —"

Indem er so sprach, durchsuchte er die zweite Tasche. In derselben fand er ein Briefchen, das zu einem Knoten gebrochen war. „Hier ist keine Ueberschrift, kein Siegel, das darf ich lesen," fuhr er fort, und wickelte das Papier aus einander. „Meine Augen stehen mir heute nicht mehr zu Gebote, lesen Sie!" sprach er zu Adolphen.

Dieser las:

„Ihr, ihr nennet euch Freunde; Ver-
„führer, teuflische Feinde seid ihr! in das
„Verderben habt ihr mich gestürzet! Zur
„Verzweiflung hast du mich gebracht, Böse-
„wicht Oertel! Ich mag nicht mehr le-
„ben: ich bin nicht so nichtswürdig wie
„ihr. O, wenn doch das Gift aus mei-
„nem todten Körper auf euch, wie eine
„Pest, übersprühete, daß ihr nicht mehr
„die Unschuld verführen könntet! Freuet
„euch nun über euer Werk. Ich will euch
„ewig verfluchen, weil ihr den Fluch mei-
„nes Vaters, den Fluch der Erde und des
„Himmels auf mich geladen habt.

Werdion."

Wehe über euch, wehe, wehe! rief der Regimentsfeldscher, faßte Adolphen bei der Hand, und führte ihn aus der Stube.

Vor dem Hause verließ er den Jüngling, und ging zu dem Burgemeister, um die traurige Begebenheit anzuzeigen.

Je länger Adolph den Eindruck dieser Schreckensscene nachempfand, je tiefer versank er in Schwermuth und Gedankenlosigkeit. Doch lebhafter wurde in ihm das Gefühl der Reue; das ewige, wahrhaft gute, das uns nie sinken läßt, stellte sich ihm in voller Klarheit dar, und erregte im innern die nie zu stillende Sehnsucht nach dessen Besitze. Er eilte zu dem Direktor, stürzte unangemeldet in das Zimmer, warf sich ihm zu Füßen, und gestand mit Beklemmung des Herzens, mit Thränen der Reue seine Vergehungen.

Erschreckt, erstaunet, außer Fassung gebracht stand der Direktor da; er sahe keinen Zusammenhang, er verstand den Jüngling nicht. Ja, er gerieth auf die traurige Vermuthung, Adolphs Schwermuth sei in Sinnesverwirrung übergegangen.

Es war schmerzlich für Adolphen, daß er sein Bekenntniß noch ein Mal wiederhohlen mußte, aber schmerzlicher war es für ihn, daß er den Greis die Hände falten, das weiße Haupt zur Erde senken, und — weinen sahe.

Also konntest du mich hintergehen! sagte dieser wehmüthig, und schwieg. Adolphs Schluchzen unterbrach nur die melancholische Stille, bis der Greis mit Fassung wieder reden konnte. Er pries die Vorsehung, welche durch nahe Winke das Gefühl des guten wieder in Adolphen gewecket habe, und rief zuletzt aus: so siehest du aber auch, mein Sohn, wie sich das Laster selbst bestraft. Wehe dem Verführer!

Ohne Verzug kleidete er sich an, und ließ sich von Adolphen zu Oertels Wohnung führen. Sie fanden die Stube offen, aber niemand in derselben. Jeder von den Spielern hatte sich aus Furcht schnell hinwegbegeben; Oertel war aus der Stadt gegangen, um nie in dieselbe zurückzukehren.

Adolph wurde durch den alten Direktor aus seiner jetzigen traurigen Lage gerissen, denn dieser

gab

gab ihm Geld, seine Schulden zu bezahlen, und räumte ihm den folgenden Tag in seiner Wohnung ein kleines Zimmer ein. Der Jüngling wurde der Tugend wiedergegeben.

Kränkend war es für seine Aeltern, als sie einen Brief von ihm erhielten, in dem er seine Vergehungen gestand; aber getröstet lasen sie am Schlusse des Briefes: „Jetzt befinde ich mich „wieder auf dem rechten Wege; und werde ge„wiß nie von demselben wieder abweichen, denn „ich habe die Verführung kennen gelernet. Mit „Freudenthränen schreibe ich diese Veränderung „in meinem innern Ihnen, theure Aeltern, „nieder. Wie leicht hätte ich ein Ende wie „Werdion nehmen können! Verzeihen Sie aus „älterlicher Liebe Ihrem gefallenen Sohne; ich „will durch ein gebessertes Herz meine Schuld „wieder abtragen. Doch was sage ich? Sie „bleibt immer. Denn was ich jetzt thue, das „bin ich ja dem heutigen Tage schuldig; es bleibt „nichts für die vergangene Zeit übrig."

So konnte ein guter Jüngling fallen, weil er schwach war; so konnte er sich wieder erman-

nen, weil er endlich die Winke der Vorsehung verstand, die Warnung des Lehrers beherzigte, und die Stimme seines Gewissens hörete. Vergleichet unsern Adolph mit Anton Rindenschwendern, welcher als zwölfjähriger Knabe der Verführung auf dem Ertoffelfelde nicht unterlag, und ziehet daraus den Schluß, daß die beste Erziehung nicht vor dem bösen schützen kann, wenn nicht euer Wille kräftig dabei mitwirket.

Leset noch Werdions Leben mit wenigen Worten. Sein Vater war ein reicher Rittergutsbesitzer in der Nähe, hatte viele Summen angewendet, um seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, und ihn endlich, als sechzehnjährigen Jüngling, in die Stadtschule gebracht. Oertel suchte gleich des reichen Jünglinges Bekanntschaft. Bei dessen Leichtsinne und Eigenliebe ward es ihm leicht, durch Schmeicheleien seinen Zweck zu erreichen, und ihn durch Bereitung sinnlicher Genüsse an sich zu fesseln. Dieses hatte er bei Adolphen zu versuchen nie ge-

waget; denn er hatte eine gewisse Ehrfurcht immer noch vor dem Jünglinge, der sein Gefangener war. Werdion ließ sich zu Ausschweifungen aller Art hinreißen, wobei Oertel stets mitschwelgte, und sich das Leben auf jenes Unkosten nach seiner Art freudenvoll machte. Zuletzt übernahm Oertel das niedrige Geschäft, Werdions Kostbarkeiten zu versetzen, als dieser vom Gelde ganz entblößet war, und seinen Vater noch nicht um Unterstützung bitten durfte. Mit den neu eingehenden Geldern sollte das versetzte eingelöset werden. Nach vier Wochen erhielt auch Werdion eine Anweisung von seinem Vater. Laut deren Inhaltes sollte ihm ein reicher Kornhändler, der mit Werdions Vater in Handelsverbindung stand, einhundert Thaler auszahlen. Der Kaufmann zahlte, und — Werdion verschwendete und verspielte das Geld mit Oerteln und dessen Gesellschaft, ohne die Kostbarkeiten einzulösen. Der falsche Freund suchte absichtlich jede Erinnerung an dieselben zu entfernen, und den verführten Jüngling in stetem, betäubenden Rausche zu erhalten.

Längere Zeit darauf sollte Herrn Werdions Geburtstag gefeiert werden. Der Sohn mußte bei diesem glänzenden Feste in seinem Schmucke erscheinen. Doch alles fehlete ihm: die goldene Hemdennadel, die goldene Uhr, den brillantenen Ring, die silbernen Schuhschnallen hatten verschiedene Juden in Händen. Die Schuld betrug mit den ungeheuern Zinsen, welche die Wucherer forderten, siebzig Thaler. Woher sollte er diese nehmen? Oertel rieth ihm, in den Namen seines Vaters eine Anweisung an den Kornhändler auf einhundert Thaler zu schreiben, weil er täuschend die Handschrift seines Vaters nachahmen konnte. Die künftige echte Anweisung des Vaters könnte er ja dafür zerreißen. Der unbesonnene Jüngling dachte nur an seine bevorstehende Verlegenheit, nicht an die unausbleiblichen Folgen seiner That. Er schrieb das gefährliche Blatt, und besiegelte es mit dem Petschafte seines Vaters, welches Oertel von einem Briefumschlage in Gypse künstlich abgeformet hatte. Mit Bangigkeit trug er die Anweisung zu dem Kornhändler, und die-

ser hätte leicht den Betrug an Werdions Befangenheit entdecken können, wenn er ihn gemuthmaßet hätte. Allein er war um so weniger zum Verdachte geneigt, da er nach Verabredung um diese Zeit einhundert Thaler wieder zahlen sollte; er zählte daher ohne Umstände das Geld auf, und sagte nur brummend: der Herr Sohn kostet dem Vater viel. Mein Junge dürfte es nicht sein!

Werdion freuete sich mit Oerteln über das gelungene Bubenstück. Sie lösten die Kostbarkeiten ein, und verpraßten einen Theil des übriggebliebenen Geldes.

Der Geburtstag wurde von Werdion vergnügt gefeiert. Er fuhr nebst dem Verwalter seines Vaters den andern Tag in die Stadt zurück, noch umnebelt von dem Rausche der gestrigen Freuden. Die Bedürfnisse bei dem Gastmahle sollte der Verwalter dem Kaufmanne, Konditor, Schlächter, Bäcker und Wachsbleicher bezahlen; er hatte von seinem Herrn eine Anweisung auf einhundert Thaler an den Kornhändler erhalten.

Heute schon wieder Geld! sprach dieser mit großen Augen. Nein, das gehet nicht, das ist wider unsere Verabredung. Ihr Herr will wohl die Verbindung mit mir aufheben? — Der Verwalter, wohlbekannt mit den Geldgeschäften seines Herrn, betheuerte, daß ja jetzt der Verabredung gemäß einhundert Thaler erhoben werden sollten.

Die habe ich ja vorgestern schon laut Anweisung an Ihres Herrn Sohn bezahlet, sprach der Kaufmann.

Das ist Betrug! rief der Verwalter. Zeigen Sie mir die Anweisung.

Sie wurde ihm vorgelegt; er mußte bekennen, daß es seines Herrn Schriftzüge wären. Allein der Datum beweiset den Betrug, sprach er schnell. An dem Tage, von welchem diese Anweisung lautet, ist mein Herr verreiset gewesen.

Nun so ist der Herr Sohn ein Betrieger, sprach der Kaufmann. Ich kann jetzt nichts bezahlen.

Ach, die schreckliche Entdeckung! rief der Verwalter, und eilte zu Werdion.

Ihre Betrügereien sind entdeckt! rief er ihm zu, als er in das Zimmer trat. Werdion erbebte so, daß er seine Uhr fallen ließ, welche er eben aufzog; er stürzte zu des Verwalters Füßen, und bat mit den heißesten Thränen, ihn nicht zu verrathen.

Nein, sagte der Verwalter, ich bin meinem Herrn treu! Schlecht handelte ich sogar an Ihnen, wenn ich schwieg. Auch ist es keine Möglichkeit, hier zu schweigen. Adieu!

Werdions Leichtsinn verwandelte sich in Verzweiflung. Er hatte nicht den Muth, die gerechten Strafen, der Verachtung, die Vorwürfe seines oft zu strengen Vaters, und die weitern nachtheiligen Folgen seiner niedrigen Handlungen zu ertragen, und beschloß, ihnen durch Selbstmord zu entgehen. Zu diesem schrecklichen Mittel nehmen die meisten ihre Zuflucht, die sich nicht getrauen, weiter fort zu leben.

Nahe bei der Stadt war ein Strom, Werdion hätte sich in dessen Fluthen stürzen können; er besaß selbst zwei Pistolen, er hätte sich den Kopf zerschmettern können; aber er wollte vor den

Augen seiner Verführer sterben. Er ging in die Salomons-Apotheke, und forderte ein Loth Arsenik.

Arsenik ist das stärkste Gift, sagte der Apotheker, das darf ich Ihnen nicht geben.

Mein Vater will es haben, erwiederte Werdion.

Wie können Sie mir dieses beweisen? fragte jener weiter.

Er hat es mir heute geschrieben, antwortete Werdion. Hätte ich's vorausgesehen, so würde ich den Brief zu mir gestecket haben. Ich werde ihn aber hohlen. — Er eilte nach Hause, schrieb mit seines Vaters Zügen einen Brief, in welchem dieser Arsenik zum Wirthschaftsgebrauche verlangte, drückte dessen Petschaft auf, und ging wieder zu dem Apotheker.

Dieser hatte mehrere Briefe von Werdion erhalten, erkennete auch den vorgezeigten für einen echten an, und gab dem Jünglinge das Gift.

Werdion gerieth in Versuchung, das Gift zu theilen, und die Hälfte in den Bierkrug der Spielgesellschaft zu werfen, um sie alle zu verder-

ben; doch an der Pforte des Todes hatte er noch so viele Liebe zu sich selbst, daß er sein Gewissen mit Lasten zu überhäufen zagte; er rief aus: vielleicht ist mein Beispiel eine Warnung für sie, vielleicht stifte ich das gute durch meinen Tod, das ich im Leben verfehlet habe; vielleicht werde ich Ursache, daß der verführte Adolph wenigstens zurückkehrt! Er ging nach Hause, schrieb einen Brief an seinen Vater, in dem er alles dieses erzählete, und ihn bat, den verlorenen Sohn nicht in der Erde zu verfluchen, sondern zu vergessen. Dann setzte er jene Zeilen an seine ehemaligen Freunde auf, und begab sich zu ihnen.

So starb ein Jüngling, der wohl hätte die Hoffnung seiner Aeltern noch erfüllen können, wenn er nur Muth gehabt hätte, sich dem Verderben zu entreißen.

3.

Die Schoten.

Auf der Straße ging der Knabe Martin;
einen runden Korb trug er im Arme,
den er selbst aus unbeschälten Ruthen
fest geflochten hatte. Junge Schoten
füllten seinen Korb bis zu dem Rande.
Von dem schweren Tragen fast ermüdet,
setzte er die Bürde auf den hohen,
ebnen Fußsteig, den ein tiefer Graben
von der breiten Heeresstraße schneidet.
Auf das niedre Kreuz aus einem Steine, —
das noch aus katholschen Zeiten stammet,
und an des gekreuzigten Erlösers
großes Werk erinnert, — setzte sich der Knabe.

Hier vermochte er ins Dorf zu schauen,
das im Thale an dem Schmerlenbache
zwischen wohlbepflanzten Gärten lieget.
Auch die rothe Straße konnt' er sehen,

die sich jenseit aus dem stillen Dorfe
einen Berg hinan, mit hohen Ufern,
durch den Schatten schlanker Pappeln ziehet.

Wer noch schuldlos auf der Erde wandelt,
und in seinem kindlich frommen Busen
noch ein unbeflecktes Herz bewahret,
den entzücket wohl die schöne Schöpfung,
der erfreuet sich der goldnen Sonne,
des Marienwürmchens, das vom Finger
furchtsam zu dem nächsten Finger eilet,
und mit rothen Flügeldecken pranget.

So empfand der Knabe auch Entzücken
und die nie genannte, stille Rührung,
als er das Gesumm der Klocken hörte,
die der Küster auf dem Kirchenthurme
zu dem Feierabend läutete;
als die Herden von den nahen Bergen
heimwärts kehrten, und die kleinen Klocken
an der Rinder Halse melancholisch
in einander stimmten, vom Gesange
muntrer Hirtenknaben unterbrochen,
und das Heimchen in des Roggens Stoppel

einsam noch ein Abendliedchen zirpte.
Ruhe goß sich in des Knaben Busen,
jene ahnungsvolle Himmelsruhe,
als sich auf die fernen Tannenwälder,
auf die Berge blauer Nebel senkte,
und der Landmann mit dem müden Stiere
von dem Feldgelänge zu der Hütte zog,
und der dunkle Rauch, sich langsam wölbend,
von dem Schornstein in die Höhe stieg.

Alles neigte sich zum tiefen Schweigen,
und dem Knaben bangte es im innern,
und den Busen schwellte dunkles Sehnen
nach dem Ziele, das der Zukunft Nacht verbarg.
Sehnen war es nach des Lebens Ruhe,
nach der Heimath in der bessern Welt.

Also fühlt des Kindes reine Seele,
also kettet sie sich an den Engel,
unbewußt der heiligen Verbindung.

An des Birkenhölzchens schmalem Rande
kam daher ein Knabe aus dem Dorfe;
einen Rechen trug er auf der Schulter.

Der geschnittnen Halmen lange Zeilen
hatte er dort auf dem Gerstenfelde
mit den Schwestern heute umgewendet.

Näher kam er seinem Freunde Martin,
und begrüßte ihn nach frommer Sitte.
Dann begann er also: lieber Martin,
warum hast du wohl den Korb voll Schoten
hier gepflücket? Gehet deine Mutter
etwa morgen in die Stadt zum Markte?
Ueberreif sind unsre großen Pflaumen;
zum Verkaufe möchte sie die Schwester
gern ins Städtchen tragen; doch die Ernte
hat ihr immer noch den Weg vertreten.
Heute haben wir die Gerstenschwaden
an der grauen Feldmark umgewendet,
morgen wollen wir am Jungfernstiege
und am Müllerberge Garben binden.
Unsre Ernte fordert viele Hände.
Deine Mutter drückt wohl nicht die Arbeit?

Lieber Stephan, sprach der gute Martin,
meine Muttrr bleibt daheim, ich gehe
ganz allein zu Markte mit den Schoten.

Sind es doch die Dreier, die du lösest,
gar nicht werth, das du aus deiner Arbeit
in das Städtchen schlenderst, sprach dann
Stephan.

Hast du nicht die Drescher von dem Hofe
heute auf dem Anger dort am Bache
alle Pflaumenbäume schütteln sehen?
Morgen fährt des Herren Kutscher, Gottfried,
vierzehn Körbe Pflaumen in das Städtchen,
zu dem Gastwirth Kegel, sagte Martin.
Meinem Korbe will er auch ein Plätzchen
auf dem Wagen räumen, und aus Freundschaft
mich auf seinem Heue sitzen lassen.
Mit der Sonne komme ich ins Städtchen:
denn der Fried wird schon die Pferde treiben;
meine Schoten hab' ich bald verkaufet,
und dann laufe ich mit leerem Korbe
über alle Berge wie ein Wiesel.

Braucht ihr denn so nöthig Geld? sprach
Stephan,
daß ihr Schoten gar zu Markte bringet?
Butter, Eier, eine Steige Hühner

oder ein par feiste Stoppelgänse
füllen wohl der Bäuerinnen Taschen
mit der Bürger schwerem Gelde an.

Hast du wohl gehöret, sagte Martin,
was der Pastor gestern auf der Kanzel
von dem abgebrannten Städtchen sprach?
„Ach, es war ein Klagen und ein Jammern,"
rief er, „von verlassnen kleinen Kindern,
„die bei Feuersgluth die Aeltern suchten!
„Und die Mütter klagten wieder schaurig
„um die Kinder, streckten ihre Arme
„nach den Kleinen aus, und nach der Habe,
„die des Feuers Wuth in einen Haufen
„leichter Asche hier verwandelt hatte."
So viel habe ich von seinen Worten
nur gemerket; aber er beschrieb noch,
wie das Zuchtvieh in der Glut verbrannte,
und die Tauben um das Feuer flogen,
bis sie in die große Flamme stürzten;
wie die Menschen unterm freien Himmel
nackt und blos, und ohne Hilfe liegen.
„Gebet ihnen, was euch Gott gegeben

„andern mitzutheilen; eure Brüder
„sind sie auch, und Kinder eines Vaters!"
sagte er. Da weinten viele Leute,
und ich weinte auch, bis wir zu Hause
an den Tisch uns setzten zu der Speise.

„Haben wir doch viele gute Klöße
„und das schöne Speckstück in der Schüssel,"
sprach der Vater; „doch die Abgebrannten
„können sich vielleicht nicht sättigen.
„Heute noch will ich vier Scheffel Roggen,
„einen Scheffel Erbsen und zwei Schinken
„zu dem Schulzen bringen, der die Gaben
„nach des Herrn Magisters Willen sammelt."

Auch ich hätte gern etwas gegeben.
aber nimm etwas aus leeren Händen!
Darum wurde ich im Herzen traurig.

Heute kam der Kutscher Fried zur Mutter,
fragte, ob sie wohl zu Markte gehe?
fahren könnte sie auf seinem Wagen.

Meine Mutter sagte: in der Ernte
kann ich an den lieben Markt nicht denken!

Aber

Aber ich ersann mir etwas schönes,
junge Schoten auf dem Hauptgewende
bei dem Gerstenacker auszupflücken,
und sie auf dem Markte zu verkaufen.
Meine Aeltern waren es zufrieden.
Morgen halt' ich meine Ware theuer,
denn die jungen Schoten sind jetzt selten!
Und das Geld, bis zu dem letzten Pfennig,
trage ich sogleich zu unserm Schulzen,
ehe ich noch unsern Hof betrete,
daß er es den Abgebrannten gebe.

Höre, Martin! sprach gerühret Stephan,
du bist besser doch als ich und alle
viele tausend Mal; du bist so fromm,
und gedachtest gleich der Abgebrannten.
In dem Hofe habe ich zwei Hühner;
eine ist ganz schwarz wie eine Kohle,
und die andre weiß, doch beide
sind wie Kugeln rund, und fett zum Schlachten.
Nimm sie mit ins Städtchen zum Verkaufe,
laß sie dir recht gut bezahlen. Alles
trage ich hinüber zu dem Schulzen.

Ach, es thut mir wehe, wenn ich ihnen heute noch die Flügel und die Füße binden soll; ach, meine schönen Hühner! Aber weher thun mir doch die Armen!

IV.

Erzählungen

zur

Erklärung einiger in den ersten zwei Abschnitten enthaltener, und anderer sinnverwandter Begriffe.

1.

T ü c k e.

Adolph hatte früh seine Aeltern verloren, und war von Herrn Wunderlich an Kindes Statt angenommen worden. Dessen Frau führte den Namen mit der That. Sie schalt immer zur Unzeit auf den kleinen Adolph, und bestrafte ihn nicht selten ungerecht. Er mußte täglich in seinen Freistunden mit der kleinen dreijährigen Emma spielen. Wenn sie aus Eigensinne zu schreien anfing, legte Frau Wunderlich dieses dem Knaben zur Last, und behauptete, er sei Schuld daran. Wollte er sich vertheidigen: so schimpfte und fluchte sie auf ihn. Das kränkte den Kleinen sehr; aber er durfte keine Miene verziehen, sonst gab ihm seine harte Pflegemutter derbe Ohrfeigen. Dadurch wurde Adolph tükkisch. Wie er seine Tücke zu erkennen gab, das soll folgendes Beispiel zeigen.

Weil er der kleinen Emma wegen so oft leiden mußte, warf er auf das unschuldige Kind einen geheimen Haß, und freuete sich, wenn er ihr schaden konnte. Dieses that er alle Mal heimlich und unerwartet.

Komm, mein kleines Mäuschen, sagte er einmal, wir wollen recht schön spielen!

Emma kam.

Mein Adolph nahm
sein Schnupftuch, reichte ihr
zwei Enden,
und sprach: die fasse hier
mit beiden Händen
recht fest,
damit du sie nicht fahren läßt.

Er faßte selbst die andern Enden an, und sagte zu dem kleinen Mädchen: wir wollen riz, raz machen, Emmchen! Biege du dich zurück, ich will es auch thun. Wenn ich riz sage, ziehest du hin, und sage ich raz, so ziehe ich her.

Dem Kinde gefiel der Zeitvertreib. Doch in der sichersten Freude schloß Adolph seine Hände auf,

als Emma rückwärts zog. Das arme Mädchen fiel auf den Fußboden, und Adolph lief davon. — Das war Tücke.

* * *

Wer den andern aus Schadenfreude böses zufügt, wenn jener es nicht vermuthet hat, wie heißt der? Was für eine Neigung ist die Tücke?

Die Hunde scheinen oft sehr geduldig und sanft zu sein, wenn man sie aber streichelt, beißen sie. Sind diese im eigentlichen Sinne tückisch?

2.

Lüsternheit.

Der Tisch war gedeckt, der Braten aufgetragen; Eduards Vater wurde aber durch den Besuch eines Fremden noch abgehalten, zum Essen zu erscheinen, daher mußten auch die Kinder noch warten, ehe sie sich an den Tisch setzen durften. Sie vertrieben sich die Zeit, so gut sie konnten; sie drückten ihre warmen Finger an

die gefrorenen Fensterscheiben, und ließen in das starke Eis viele kleine Löcher thauen. Nur Eduard ging um den Tisch, besahe den Braten von allen Seiten, dehnte die Oberlippe vor, und zog die Luft recht stark mit kurzen Absätzen durch die Nase. Wasser sammelte sich endlich in seinem Munde, und benetzte reichlich die Lippen. Endlich kam der Vater. Eduard konnte nun seiner Zunge das Vergnügen machen, nach welchem er ein so heftiges Verlangen hatte: denn der Braten wurde angeschnitten, und hinlänglich unter die Kinder vertheilet.

Der Vater ließ sich Rheinwein bringen; das war ein neuer Reiz für Eduarden. Er sahe sehnsuchtsvoll nach dem Glase hin, roch, und schmatzete so lange, bis er — am Ende der Mahlzeit die letzten Tropfen aus dem Weinglase auf die Zunge laufen ließ. Dieses heftige Verlangen nach dem, was den Sinnen Vergnügen macht, erwachte mit Eduarden jeden Morgen, es war also fortdauernd. Daran erkennet man die Lüsternheit.

* * *

Miencheu war nach Zucker lüstern (S. 13.), sie wollte ihrer Zunge Vergnügen machen. Herrmann sahe lüstern nach der Uhr des Burgemeisters (S. 155.), sie machte seinen Augen Vergnügen. Worin bestehet die Lüsternheit? Ist der Lüsterne wohl auch leckerhaft?

5.

Leckerhaftigkeit.

Dem Prediger Schulze wurde ein Knabe zur Erziehung übergeben. Er war erst acht Jahre alt; aber sehr ungezogen und verwildert. Am ersten Tage wurde ihm zur Mittagsspeise Rindfleisch mit Ertoffeln vorgesetzet. Dieses Gericht schmeckte dem Prediger recht wohl, aber dem Knaben nicht. Nach dem ersten Bissen rührte er weiter keinen an.

Der Prediger fragte: warum ißt du nicht, lieber Maximilian?

Das Essen schmeckt mir nicht, antwortete der Knabe. Zu Hause habe ich besseres gehabt.

So! sprach der Prediger, was hast du denn da alles genossen?

„Rehrücken, Truthühner, wilde Schweinskeulen, Sander, Lachs, Forellen, Schnepfen, Pasteten, Austern, und solche Gerichte mehr. Das schwarze Brot hier ist mir auch gar zu grob. Ich habe wenig Brot bei meinen Aeltern gegessen, das war aber alle Mal weiß wie Semmel. Nach dem Essen setzte es Mandeltorte oder Kuchen." — Dieses war der Küchenzettel, welchen Maximilian lieferte.

Darauf erwiederte der Prediger: von allem, was du mir genennet hast, habe ich in meinem Leben wenig gegessen, vieles nicht einmal gekostet, und ich lebe in meinem Alter vergnügt und gesund. Du aber bist bleich im Angesichte, wie eine Leiche, und schwächlich, wie eine zarte Pflanze, die bei scharfer Luft dahin welket.

Ich will aber essen, was mein Vater ißt! sprach Maximilian recht trotzig.

Wenn du dich nicht mit dem sättigen willst, was wir dir vorsetzen, so hungere! sprach der Prediger gelassen, und ließ es sich recht wohl schmecken. Maximilian aß nichts.

Nachmittags führte er den Knaben in das Hirtenhaus. Hier lag ein kranker Bettler, welchen die Dorfgemeinde freiwillig verpflegete, weil er in der Dorfschenke krank geworden war.

Die gute Pflege, welche der Kranke erhielt, hatte ihn fast wieder hergestellt: er saß aufgerichtet auf seinem Lager, als der Prediger in die Stube trat, und reichte diesem freundlich die Hand.

Wie gehet es? fragte der Prediger.

Wenn es sich gleich gebessert hat, so wird es doch immer schlecht mit mir gehen, lieber Herr Prediger! antwortete jener. Ich werde doch ein Bettler bleiben, so lange ich lebe. Aber der liebe Gott hat mich gerecht gestraft.

Wie so? fragte der Prediger. Hat Er denn so viel böses gethan?

Ach, sagte der Bettler, wenn Sie wüßten,

wer ich wäre, Sie würden kein Mitleiden mit mir gehabt haben. Doch Sie sind ein Mann, der nur den Menschen nach seiner Noth, nicht nach seinem Verdienste ansiehet. — In G. . . stehet ein großes, schönes Haus, gleich neben dem b—schen Thore, wenn man in die Stadt kommt rechter Hand. Das ist meines Vaters Haus und auch das meinige gewesen. Ich war ein Kaufmann, ein sehr reicher Kaufmann; aber die Leckerhaftigkeit hat mich an den Bettelstab gebracht. Ich hätte mich an einem guten Gerichte Fleisch, an einem Fische, wie wir ihn hier zu Lande haben, oder an einem hiesigen Vogel sättigen können; ich hätte alle Tage Wein trinken können. Dabei wäre ich gesund und ein reicher Mann geblieben. Aber solche Speisen waren mir nicht gut genug; ich wollte nur mit den ausgesuchtesten, schmackhaftesten Speisen meine Zunge kitzeln. In meiner Kindheit wurde ich zwar daran gewöhnet, und immer mit Naschwerke besänftiget oder zum Lernen angelocket; aber ich hätte mich doch ändern sollen, als ich ein Mann war, und vernünftig nachdenken

konnte. Allein dieses ließ eben meine große Leckerhaftigkeit nicht zu. Das seltenste und theuerste aß ich nur. Trüffeln ließ ich mir alle Wochen aus Leipzig bringen. Auerhähne bekam ich mit der Post zugesendet. Das Rindfleisch mußte aus Hamburg, die Wurst aus Braunschweig, der Schinken aus Westphalen sein. Rheinlachs und Lampreten, oder Sander aus Berlin aß ich nur zum Fischgerichte. Ich hatte große Vorräthe von Parmesankäse, englischem Biere und Weine aus Italien und Ungarn.

Bei solchen Delikatessen wird der Mensch faul. Wer Austern, Torten und Pasteten in dem Magen hat, will nicht arbeiten.

Sie können nun leicht denken, wie es mir ging. Ich sank nach und nach, und hörte nicht eher auf, als bis ich schwarzes Bettlerbrot verzehren mußte. Niemand nahm sich nun meiner an, weil ich's nicht verdiente, und ich selbst bat nicht um Unterstützung: denn ich schämte mich zu gestehen, wie es gekommen sei, daß ich vor der Thür mein Brot suchen müsse.

Schämten Sie sich denn nicht zu betteln? fragte der Prediger *).

Nicht so sehr, antwortete jener. Ich sprach ja fremde Personen, die mich nicht kenneten, um eine Gabe an. Es that mir sehr wehe, daß ich durch meine Leckerhaftigkeit in so traurige Umstände gerathen war; aber diese erwachte doch immer in mir, sobald ich einige Groschen in der Tasche hatte. So sehr war ich an dieses Laster gewöhnet!

Nunmehr bin ich zu allem verdorben; nicht einmal die Holzaxt kann ich in die Hand nehmen: weil ich zu schwach und ungesund bin. Ich werde den Bettelsack tragen müssen, bis ich in den sechs Bretern schlafe.

Darauf sagte der Prediger: mein Freund, Sie können vielleicht noch nützlich sein, wenn Sie sich nach einer Gelegenheit umsehen. Sie scheinen ja noch Geisteskräfte zu haben. Aber

---

*) Warum mochte doch der Prediger den Bettler jetzt Sie nennen? — Eine Antwort darauf kann man im zweiten Theile der Familie Bendheim im ersten Kapitel finden.

unbewußt stiften Sie heute vielleicht das gute, daß Sie durch Ihre Rede und Ihr Beispiel diesen Knaben hier von der verderblichen Leckerhaftigkeit abhalten. Er hat auch den Trieb, aus Lüsternheit nur das ausgesuchteste und schmackhafteste zu genießen. Hausmannskost stehet ihm gar nicht mehr an.

Ach, lieber Sohn, kehren Sie ja um, und werden Sie anders! sagte der Bettler. Ich will es meinem ärgsten Feinde nicht wünschen, daß es ihm so gehe, wie mir; aber es wird Ihnen doch endlich so ergehen, wenn Sie ein Leckermaul bleiben!

Maximilian schämte sich; er faßte zwar nicht auf der Stelle den Entschluß, sich die Leckerei abzugewöhnen, aber er war doch nicht unmuthig, daß ihm der Prediger Hausmannskost vorsetzte. Im Anfange wollte sie der verwöhnten Zunge nicht behagen; doch die öftere Wiederhohlung gewöhnet den Menschen an alles.

4.

Naschen.

Dem kleinen Ferdinand hatte seine Mutter vorgestern einen Groschen zum Naschen gegeben, heute strafte sie ihn, weil er genascht hatte. Ist die Mutter gerecht gewesen? Ja, sie war es: denn ihr müßt wissen, daß das Wort naschen eine doppelte Bedeutung hat.

Ferdinand ging nemlich vorgestern mit seiner Schwester auf den Markt. Hier sollte er sich in sein Hütchen für einen Groschen Kirschen geben lassen. Die reifen Kirschen hingen damals noch einzeln auf den Bäumen; daher konnte Ferdinand für sein Geld nur wenige bekommen; aber es waren doch genug, ihm Vergnügen zu machen; satt sollte er sich nicht essen. Wer also von einer Speise des Vergnügens nicht des Hungers wegen ein wenig ißt, der nascht.

Am heutigen Tage hatte die Mutter auf einem porzellanenen Fruchtteller ein halbes Schock

aus-

ausgesuchte Kirschen für ihren Mann hingesetzet. Von diesen sollte niemand essen; es war also eine verbotene Speise. Doch Ferdinand ließ sich von seiner Lüsternheit verleiten, von dieser verbotenen Speise zu essen, und darum strafte ihn die Mutter als einen Näscher.

* * *

Was heißet nun naschen? Was für eine Begierde ist die Naschhaftigkeit? Wer wird ein Näscher genennet? Welche Speisen nennet man Näschereien?

5.

Unwahrheit. Lüge. Irrthum.

Bruder, Bruder, komm geschwind! rief der kleine Franz. In unsere Schlafkammer ist ein Kanarienvogel geflogen; wir wollen ihn fangen. Ich habe schon das Fenster zugeschlagen.

Karl sprang schnell und freudig fort, fand aber nur einen Sperling, der ängstlich umher-

flatterte. Franzens Rede stimmte nicht mit der Sache überein, er hatte also eine Unwahrheit gesaget; aber doch nicht gelogen, obgleich Karl ihn dessen beschuldigte: denn da hätte er ja absichtlich eine Unwahrheit sagen wollen.

Franz vertheidigte sich auch durch seine unschuldige Frage: ist denn das kein Kanarienvogel?

Der Knabe hatte noch nicht auf den Unterschied dieser kleinen Vögel geachtet, er verwechselte das wahre mit dem falschen aus Mangel an Kenntniß, und befand sich im Irrthume.

* * *

Wie nennet man die Aussage, welche nicht mit der Sache selbst übereinstimmt? Wann heißet die Unwahrheit Lüge? Ist jede Unwahrheit eine Lüge? Ist der Irrthum auch eine Unwahrheit?

6.

Versehen.

Christian hatte seinen Lehrer schon lange um die Verfertigung eines Wunsches gebeten, den er am Geburtstage seines Vaters lernen, und auf gepreßtem englischen Papiere schön abschreiben wollte; heute hatte er ihn erhalten, beinahe ganz gelernet, und schon halb abgeschrieben. Eben saß er dort am Tische, und beschäftigte sich noch mit dem Abschreiben desselben. Er wollte die erste Seite umwenden, und das geschriebene mit Sande auftrocknen. Doch welch ein Schrecken für den Knaben! Statt des Sandes floß ein Strom Tinte auf die mühsame Schreiberei: denn er hatte das Tintenfaß ergriffen.

Christian verwechselte hier auch das wahre mit dem falschen aus Mangel an Aufmerksamkeit. Das war ein Versehen.

* * *

Worin unterscheidet sich nun der Irrthum von dem Versehen?

7.

Furcht. Angst. Zaghaftigkeit.

Emilie hatte große Furcht vor den Fleischerhunden; sie glaubte, daß diese ihr etwas zu Leide thun würden. Stand sie vor der Hausthür, wenn ein großer Hund vorbei getrollt kam, so eilte sie schnell in das Zimmer, und sahe so lange aus dem Fenster, bis der Gegenstand ihrer Furcht sich entfernet hatte. Worin bestand nun ihre Furcht? Sie erwartete von dem Fleischerhunde, daß er ihr Leiden verursachen würde, und die Vorstellung dieses bevorstehenden Uebels machte ihr unangenehme Empfindungen.

Einmal kam ein Schlächter zu ihrem Vater, als sie eben in der Stube auf einem kleinen Stuhle saß. Dem Manne folgte sein Hund, der die Größe eines Kalbes, ein finsteres Ansehen, und einen Strick um den Hals hatte. Emilie fing an zu zittern, schöpfte kurzen Athem, weil ihre Brust beklemmet war, und schrie end-

lich laut auf, als der Hund seine hellen Augen auf sie richtete.

Das bewirkte alles die Angst oder die Beklemmung der Brust, welche durch die Vorstellung der Nähe des Uebels entstand *).

---

*) Durch das Merkmahl der Nähe des Uebels unterscheidet sich wohl besonders die Furcht von der Angst, welche eben deßwegen das Blut mehr in Wallung bringt, und daher Beklemmung der Brust bewirkt; aus dem Grunde sagt auch der gemeine Mann von der Angst bildlich: es wurde mir siedend heiß. Das gilt von der Furcht nicht durchgängig. Viele Menschen fürchten sich vor dem Tode, wenn sie an ihn denken; sobald sie ihn aber sich nahe vorstellen, gerathen sie in Angst. Mancher, der von Gespenstern erzählen höret, fürchtet sich; soll er aber im finstern hinaus gehen, so wird ihm angst.

Außerdem brauchet man Angst von jeder Beklemmung der Brust, wenn sie auch nicht aus Furcht entstanden ist, z. B. im hitzigen Fieber. Sobald die Angst aus dunkeln Gefühlen, oder aus der Vorstellung eines ungewissen Uebels entstehet, heißet sie Bangigkeit. Wenn ich einen Anfänger predigen höre, ist mir bange für ihn: denn ich weiß nicht, ob er auf der Kanzel in der gehörigen Fassung bleiben wird, oder verstummen muß. Wenn er aber einmal zu lange anhält, wird mir angst; jetzt scheinet mir das gefürchtete Uebel gewiß und nahe zu sein.

Der Schlächter trat zu Emilien und sagte: fürchten Sie sich nicht, liebes Kind! der Hund thut Ihnen nichts zu Leide; er ist geduldig wie ein Schaf. Kommen Sie her, fassen Sie ihn an! Sie können sich auf ihn setzen, wenn Sie wollen.

Emilie zog ihr Händchen noch ängstlich zurück, und weigerte sich, dem Hunde näher zu kommen. Allein ihr kleinerer Bruder war so beherzt, daß er ihn am Ohre hin und her zog, und sich auf seinen Rücken setzte.

Emilie sahe jetzt, daß von dem geduldigen Thiere nichts zu befürchten sei, allein sie konnte ihre Angst doch nicht überwinden, und zeigte noch Unentschlossenheit aus Furcht. Das nennet man Zaghaftigkeit.

* * *

Die Furcht bestehet in unangenehmen Empfindungen. Wovon werden diese erregt? Was entstehet in uns, wenn wir uns ein Uebel nahe denken? Wer waget nicht, sich einem gefürchteten Gegenstande zu nähern?

8.

Verdruß. Aerger. Zorn. Grimm. Wuth.

Louise hatte sich eines Sonntages, trotz der Winterkälte, in ein abgelegenes Zimmer gesetzet, um für ihre Mutter aus vielen bunten Kattunläppchen eine Bettdecke zusammen zu nähen. Es sollte ein Weihnachtsgeschenk werden, und darum geheim bleiben.

Natalie, ihre kleine Schwester, hatte sie aber doch ausfindig gemacht: denn das kleine Mädchen konnte keine Stunde ohne Louisen vergnügt zubringen. Sie hatte sich mit Mühe auf den Fußzehen bis zum Schlüsselloche der Thür emporgehoben, und durch dasselbe Louisen am Fenster sitzen sehen. Jetzt rüttelte sie an dem Dreher des Schlosses, und rief: mein liebes Louischen, mache mir doch auf!

Kommst du mir auch hier nachgekrochen! rief Louise, stand verdrießlich auf, öffnete die Thür, und half der kleinen Schwester behut-

sam über die Schwelle steigen. Nataliens Handlung mißfiel ihr sehr, und darüber empfand sie Unlust, ohne jedoch auf die kleine Schwester böse zu sein: denn diese war ja aus Liebe ihr nachgekommen. Die Unlust über das mißfällige Verhalten anderer, ohne diese Unlust sie wieder fühlen zu lassen, nennen wir nun Verdruß.

Bald darauf kam ihr ältester Bruder, Moritz, an die Thür, und sprach durch das Schlüsselloch: „mache auf, Louise, ich bin's! Ich bringe Läppchen von der Madam Brumbei!" — Louise hatte ihn erwartet, sie schloß daher, wieder vergnügt, die Thür auf. Die Läppchen hatten geschmackvolle Muster mit hellen, brennenden Farben, und vermehrten Louisens Vergnügen.

Als sie aber wieder bei ihrer Arbeit saß, warf ihr Moritz die abgeschnittenen Kattunstreifchen in die Hare. Sie verbot es ihm; allein er hörte nicht auf, sie durch seine Neckerei zu stören. Diese Handlung mißfiel Louisen auch, sie empfand daher Unlust, aber sie wurde zu-

gleich gegen den Urheber derselben erbittert. Darin unterscheidet sich der Aerger von dem Verdrusse.

Louise nennete Moritzen einen Grobian, weil sie böse auf ihn war, und drohete sogar, ihn aus dem Zimmer zu stoßen.

Durch diese Reden fühlte sich Moritz beleidiget, und gerieth deßwegen in jene heftige Gemüthsbewegung, welche wir Zorn nennen. Er wurde feuerroth im Gesichte, und schrie mit starker Stimme: das solltest du nur wagen, du Taschenkrebs!

Allein in der Hitze seiner Leidenschaft sprach es das Wort wagen unrecht, nemlich magen aus, worüber beide Geschwister ein lautes Gelächter erhoben. Das erbitterte Moritzen gänzlich; er stampfte mit dem Fuße, er ballte die Hände zu kräftigen Fäusten, er zog die Augenbraunen wild in die Höhe, er dehnte den Mund breit, und stieß zwischen den festgeschlossenen Zähnen Verwünschungen und Drohungen aus. Wenn sich der heftigste Zorn so widrig in Mienen und Gebehrden aus-

druckt, nennet man diesen Gemüthszustand Grimm.

Beide Mädchen lachten zur Unzeit über den Grimm ihres Bruders: denn dadurch gossen sie Oehl in das Feuer. Moritz gerieth in den Zustand, in welchem der Mensch besinnungslos Gewalt gebrauchet, er gerieth in Wuth, ergriff einen Stuhl, schwang ihn in die Höhe, und wollte ihn auf seine älteste Schwester niederschlagen. Diese würde wahrscheinlich ihr Leben eingebüßet haben, wenn sie sich nicht schnell unter den Tisch gerettet hätte.

Sobald der Stuhl niederfiel, legte sich Moritzens Wuth; er ging schweigend und beschämt aus der Stube, und suchte durch Freundlichkeit gegen seine Schwestern seinen Fehler wieder gut machen.

* * *

Welcher Unterschied ist zwischen einem wüthenden und einem grimmigen Löwen? Muß man sich alle Mal ärgern, wenn die Handlungen anderer uns mißfallen? Worin unterscheidet sich der Zorn vom Aerger, der Aerger vom Verdrusse?

9.

Artig, unartig, ungezogen.

Madam Lindemann ging mit ihrer zehnjährigen Tochter, Karoline, zu einer guten Freundinn, bei der sich mehrere Mütter mit ihren Töchtern zum Kaffee versammelt hatten. Karoline mußte sich über die Unarten der Mädchen, welche sie in der Gesellschaft fand, nicht allein ärgern, sondern auch entsetzen. Malchen Reinhard saß mit krummen Rücken am Tische, neigte den Mund bis zur Kaffeetasse, und schlürfte den Löffel voll eingebrockten Zwiebackes leer. — Riekchen März lag mit beiden Armen auf dem Tische, hielt in der einen Hand den Kaffeelöffel, und klapperte mit dessen Stiele auf ihren Zähnen. Dabei machte sie in einer Minute zehen Mal weite, große Augen. Adelinde Weidlich trank zu schnell und zu vielen Kaffee auf ein Mal. Daher mußte sie heftig husten, und einen Kaffeeregen aus dem Munde auf ihre Nachbarinn, Eleonore Weber, stoßen, weil sie das Gesicht

auf die Seite gewendet hatte. — „Sie sind aber auch ein rechtes Schwein!“ rief Eleonore. „Wenn es nicht hier wäre, ich gäbe Ihnen ein Par Ohrfeigen.“ — Mariane Steinert saß wohl angenehm dort: denn sie wußte ihrem Körper bei jeder Bewegung eine reizende Haltung zu geben; aber sie mischte sich in das Gespräch der Erwachsenen, und unterstand sich, diese belehren zu wollen, oder gar über sie laut zu lachen. Julie Wend stemmte die Füße an die Mitte des Tischbeines, und kippte mit dem Stuhle. Dieser wäre fast umgeschlagen, wenn sie sich nicht mit ausgestreckten Händen und Füßen das Gleichgewicht gegeben, und vorn niedergedrückt hätte. Dadurch prallte sie aber an den Tisch an, und verursachte eine so starke Erschütterung, daß die Kaffeekanne umfiel, und das dunkle Getränk weit umherspritzte. Die Kleider vieler Damen wurden befleckt, besonders ein neuer bronzeseidner Anzug der Madam Lippert. Alle diese Mädchen mißfielen durch ihr Betragen, sie waren unartig; die meisten verriethen sogar, daß sie sich gar nicht nach den Lehren

und Beispielen anderer richten, und sittlich betragen wollten, diese waren ungezogen.

Ganz anders betrug sich Karoline. Sie war höflich und bescheiden; mochte sie sitzen oder stehen, so zeigte sie natürliche Anständigkeit; man hörte sie nicht trinken, oder mit der Tasse klappern, man hörte sie auch nicht eher mit Erwachsenen sprechen, als bis sie gefragt wurde. Sie vermied überhaupt jedes Wort, jedes Geräusch, jede Bewegung, welche den andern unangenehm sein konnten. Als sie einen beißenden Schmerz im Nacken empfand, ertrug sie denselben lieber geduldig, als daß sie ihn durch Reiben mit der Hand gelindert hätte. Sie zeigte immer eine freundliche Miene, lachte aber nie mit, wenn die Erwachsenen sich neckten. Sie war sehr aufmerksam, der Gesellschaft alle mögliche Gefälligkeiten zu erweisen, sprang gleich nach einem Glase Wasser, als das Kleid jener Dame befleckt war, und erbot sich, in deren Wohnung zu eilen, und ein anderes Kleid zu hohlen. So gefiel Karoline allen durch ihr

angenehmes Betragen, und wurde ein artiges Mädchen genennet.

10.

Fertigkeit. Gewohnheit.

Louise lernete das Stricken an einem Kopfbande, welches ihre Mutter mit zwei Nadeln angefangen hatte. Es fiel ihr sehr schwer, die Masche von der einen Stricknadel abzustechen, und durch dieselbe mit der andern Nadel den Garnfaden zu ziehen. „Morgen wird es schon besser gehen! sagte ihre Mutter. Du mußt dich nur fleißig üben."

Die Mutter hatte Recht: Louise fand die gestrigen Schwierigkeiten nicht mehr. Nach vier Wochen konnte sie schon mit fünf Nadeln an einem Strumpfe stricken; aber sie mußte sehr aufmerksam sein: denn wenn sie die Augen von ihrer Arbeit auf andere Dinge richtete, oder mit andern sprechen wollte, machte sie leicht ein Versehen, oder ließ eine Masche fallen. Nach einem Jahre aber wetteiferte sie mit einem jeden Mäd-

chen im Stricken. Sie sahe sich immer um, plauderte mit andern, las in einem Buche, oder lernte etwas für die Schule, und blickte bisweilen flüchtig auf ihre Strickerei, bei der sie die Hände so schnell bewegte, daß man die Nadeln kaum unterscheiden konnte. Sie hatte also durch die Uebung eine solche Ausbildung erlangt, daß sie leicht und schnell stricken konnte. Eine solche Ausbildung unserer Kräfte nennen wir Fertigkeit.

Jedes Mal, wenn Louise aus der Schule kam, setzte sie sich an das Fenster, und nahm ihr Strickzeug in die Hand. Weil sie das täglich wiederhohlte, so ging sie endlich, ohne sich dessen bewußt zu sein, an das Fenster, und nahm aus dem dort hangenden Strickkörbchen den Strumpf, setzte sich auf den Stuhl, und strickte; ja, sie setzte sich einmal sehr unsanft auf die Erde, weil der Stuhl vom Fenster weggetragen war.

In Louisen war also durch Wiederhohlung die Neigung entstanden, eine Handlung (das Stricken) öfter zu er-

neuen, ohne daran zu denken. Das heißt Gewohnheit *).

* * *

Wenn man mit Karln sprach, fragte er immer: was? als ob er die Rede nicht verstanden hätte. Gleichwohl hatte er alles gehöret.

Er fragte also, ohne zu wissen, daß er fragte. War dieses Fertigkeit oder Gewohnheit?

Theodor schnitt mit Schnelligkeit und Leichtigkeit allerlei Figuren aus Papiere. War dieses Gewohnheit?

Wilhelmine sprach einige Male aus Scherze ihrem Dienstmädchen nach: ick hebbe, statt ich habe, der Sohne, statt der Sohn, oke, statt

*) Noch gebrauchet man das Wort Gewohnheit in dem Sinne, daß es die öftere Wiederhohlung selbst, welche uns zu gewissen Empfindungen und Handlungen tauglich macht, anzeiget.

Daß des Dreschers Arm nicht ermüdet, daß der Glasblaser so viele Hitze vertragen kann, daß dem Buchdrucker das Stehen nicht beschwerlich wird, daß dem Schreiber die Finger nicht gelähmet werden, macht die Gewohnheit oder jene oben bezeichnete Wiederhohlung.

statt auch, man, statt nur. Bald sprach sie bei jeder Gelegenheit so fehlerhaft, ohne daß sie es wußte. War ihr dieses zur Fertigkeit geworden?

Albrecht konnte das Klavier im finstern spielen; er griff alle Tasten richtig. War dieses Fertigkeit oder Gewohnheit?

11.

Strenge, hart, unbarmherzig, grausam.

Ein liefländischer Edelmann hatte eine junge Bäuerinn, die seine Leibeigene war, als Stubenmädchen in Diensten. Dieses Mädchen hatte sich einst eine kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, dafür ließ sie der Edelmann auspeitschen, bis das Blut den Rücken hinabfloß. Das Mädchen gab fast ihren Geist unter den schmerzlichen Streichen des Zuchtknechtes auf, sie stürzte sich, fast von Sinnen, vor das Bett, in dem ihr kranker Herr lag, und flehete um

Gnade; aber auf ihn machten die Leiden der andern keinen Eindruck, er war ein harter Mann. Ja, er lachte höhnend über das ängstliche Winseln des Mädchens, nennete sie boshaft, und befahl, ihr die Hände und Füße zu binden, und sie vor seinen Augen in ein Bett zu legen, welches mit Salze bestreuet war, damit dieses in die Wunden dringen, und neue Qualen verursachen sollte. Das Mädchen streckte die Hände gegen die Edelfrau aus, und bat diese um Errettung. Die letzte hätte wohl die Leiden der armen Bäuerinn abwenden können, wenn sie ihren Mann zu besänftigen gesucht hätte; aber sie hatte den bösen Willen, sich nicht durch Leiden anderer rühren zu lassen, sie war unbarmherzig; ja, sie half selbst das Mädchen mit binden und auf das Lager werfen. Das Jammergeschrei der Unglücklichen war schauderhaft und herzzerschneidend; doch der Edelmann sahe mit unverwendeten Augen und sichtbarem Vergnügen aus seinem Bette auf das qualenvolle Lager der Leidenden, und bemerkte endlich, als die Klagen des Mädchens schwiegen, daß sie

sich auf einen Ort gewälzet hatte, auf den kein Salz gestreuet war. Augenblicklich gebot er seiner Frau, das Mädchen in das Salz zurück zu wälzen.

Dieser Unmensch verursachte dem Mädchen unverdiente Leiden, weil er Vergnügen daran fand; er war grausam.

Als der allgeliebte russische Kaiser davon benachrichtiget wurde, ließ er den Edelmann nebst dessen Weibe bei schlechter Kost in ein gewöhnliches Verbrechergefängniß setzen, und ihnen ankündigen, daß sie ihre Lebenszeit in diesem schaudervollen Orte zubringen sollten. Man bat vor; man klagte über zu harte Strafe, welche für einen Edelmann unanständig sei; man berief sich auf die Rechte des Adels; aber der Kaiser ließ sich durch nichts bewegen, die geringste Nachsicht bei der genauesten Ausübung der Gerechtigkeit zu haben, weil er seine Gründe dazu hatte, das heißt, er war strenge.

*
* *

Ein Vater hatte mit keinem, noch so kleinen Fehler seiner Kinder Nachsicht. War der hart?

Ein anderer ließ seine Kinder aus Geize in einer ungeheizten Stube des Winters wohnen. War der grausam?

Ich habe in Berlin eine Frau kennen gelernet, (ich weiß nicht, ob die Verworfene noch lebet), welche einen Knaben, der ihr zur Pflege übergeben war, mit dem Kopfe in ein Wassergefäß einige Male eintauchte, um ihn zu bestrafen. Oft band sie ihm Hände und Füße, und ließ ihn einen ganzen Tag ohne Speise unter dem Tische liegen. Im Winter zog sie ihn nacket aus, schlug nasse Tücher um seinen Leib, und ließ ihn einige Stunden lang in einer Kammer stehen, deren Fenster geöffnet waren. Das Jammern des Knaben beantwortete sie mit teuflischem Gelächter. Wie werdet ihr dieses Weib nennen?

Einen reichen Mann bat eine bedrängte Wittbe um Unterstützung. Er rief: fort, fort mit Euch! und ließ sie von dem Bedienten aus dem Hause werfen, als sie zu flehen nicht aufhörte. Wie war der?

12.

Schelm, Schalk.

Elise befand sich in einer Gesellschaft junger Freunde und Freundinnen, die sich an einem Winterabende zu frohen Spielen versammelt hatten. Einige junge Leute belustigten die Gesellschaft durch Kunststückchen mit der Karte. Nachdem Elise lange vergnügt zugesehen hatte, sagte sie endlich: ich kann auch einige Kunststücke, über die gewiß jeder erstaunen wird. Erlauben Sie mir die Karten! — Sie nahm die Blätter, mischte sie lange, legte sie dann behutsam auf den Tisch, und bat den jungen Steinert ein Blatt anzusehen, dasselbe wieder in die Karte zu schieben, und diese recht oft zu mischen. Steinert befolgte ihre Vorschriften, und gab ihr die Karte wieder. Alle waren voll Erwartung.

Jetzt legte Elise das ganze Spiel Karten in die flache Hand, setzte die Spitze ihrer großen fischbeinernen Stricknadel zwischen die Blätter, und sprach im Taschenspielertone: mein schöner

Herr, belieben Sie nur das Blatt zu nehmen, welches ich vorschieben werde. Sie werden schauen, daß es das nemliche ist, welches sie wählten. Tuck, tuck! Bei diesen Worten schob sie ein Blatt aus der Mitte ein wenig vor. Steinert wollte es vorziehen; aber schnell schlug ihn das lose Mädchen mit der Stricknadel auf die Finger, und warf, schalkhaft lachend, die Karten auf den Tisch. Sie hatte aus Leichtfertigkeit den Jüngling getäuscht, und wurde deßwegen von ihm ein kleiner Schalk genennet.

In einer zweiten Gesellschaft behauptete Elise, daß ein anderer nicht im Stande wäre, den Dreier von der Stirn zu schütteln, den sie ihm andrücken würde. „Das müßte nicht gut sein! sagte ihre gute Freundinn Henriette; drücke mir den Dreier an." — Gut! erwiederte Elise. Aber du darfst mit den Händen nicht nach dem Dreier greifen. — Ihrer Sache gewiß, setzte sich Henriette an den Tisch, Elise drückte fest den benetzten Dreier an, nahm ihn aber zwischen den Fingerspitzen unbemerkt wieder zurück. Henriette wurde

durch den Druck an der Stirn getäuscht, sie glaubte den Dreier noch an derselben zu fühlen, und versuchte ihn durch mehrere Mittel herabzuwerfen. Sie schüttelte den Kopf, faltete die Stirn, und verzog das Gesicht so, daß ein allgemeines Gelächter entstand.

War Elise jetzt auch ein schalkhaftes Mädchen?

Der kleine Wilhelm wollte sich gern an den warmen Ofen setzen, aber Philipp saß schon auf dem Stuhle. Er ließ sich seine Absicht nicht merken, trat ans Fenster, und rief: ach, wie sich hier die Raben beißen! Philipp sprang vom Stuhle auf, und eilte an das andere Fenster. Unterdeß schlich Wilhelm zu dem ledigen Sitze, und sagte zu seinem Bruder, welcher verdrießlich zurückkam: ich bin hier! — Warte, du kleiner Schelm, ich werde dir ein anderes Mal nicht glauben! erwiederte Philipp.

Zu einer andern Zeit hatte Wilhelm seiner kleinen Schwester einen Maikäfer in den Nacken gesetzet. Dieses gab Gelegenheit zu einer Schlägerei zwischen den beiden kleinen Kindern, bei

der Wilhelm seiner kleinen Schwester mehrere Hare ausraufte. Seine ältern Geschwister sagten zu ihm drohend: kommst du nur hinein zu der Mutter, dir wird es schön ergehen!

Wilhelm lächelte, ging geraden Weges in die Stube, und dann zu dem Spiegel; hier stieg er auf einen Stuhl, nahm die Ruthe, welche hinter dem Spiegel stak, vor, und brachte sie zu der Mutter. „Da schlage mich, Mutter! sagte er, ich bin unartig gewesen." Die gute Mutter lächelte, und sagte: gehe nur, Schelm! ich will dir die Strafe dieses Mal erlassen.

So wußte Wilhelm durch feine, geheime Mittel seinen Zweck zu erreichen, den andere verhindern konnten. Darum hieß er ein Schelm *).

---

*) Dieses ist die gemilderte Bedeutung der Wörter Schelm und Schalk. Im harten Sinne brauchet man Schelm für einen ehrlosen Menschen, z. B. mein Bediente ist an mir zum Schelme geworden, d. h. er hat gegen mich so gehandelt, daß er aller Ehre verlustig worden ist. Ein Schelm giebt's besser, als er es hat, d. h. ein Spitzbube. — Wer mir etwas giebt, der ist mir lieb, wer

13.

Laune. Grille.

Frau Schnitt war nicht einen Tag wie den andern. Heute gab sie ihrem besten Freunde nicht gern einen Bissen Brot, und hätte lieber den Pfennig zum Thaler gemacht, morgen bat sie eine Menge Gäste, und war so freigebig, daß sie jeden beschenkte, der sie um etwas bat. Einen Tag sahe man sie in der lustigsten Gesellschaft, den andern Tag fand man sie einsam in dem Zimmer vor dem Gebetbuche sitzen und weinen. Am Morgen scherzte sie oft mit ihrem Dienstmädchen, und verzieh ihr grobe Versehen; doch ehe der Mittag kam, hatte sich ihr Himmel verändert; nichts wurde ihr recht gemacht, bei jedem Schritte erhielt das Mädchen derbe Verweise. Bisweilen erschien sie zur Unzeit im größesten Schmucke, bald darauf ging sie in

mir nichts giebt ist ein Schelm und Dieb, d. h. ich sage dem alles böse nach, der mir nichts giebt. Schalk bezeichnet im harten Sinne einen arglistigen Betrüger, wird aber seltener gebrauchet.

schlechtem Anzuge in die glänzendste Gesellschaft. Ihr Gemüth war also heute bald so, morgen bald so gestimmt, und sie selbst suchte dieser Stimmung nicht zu widerstehen; daher kam es, daß sie Launen hatte. Die abwechselnden Gemüthsstimmungen, von denen sich ein Mensch beherrschen läßt, wie heißen sie? *)

*

Der Kammerrath P. besorgete, seine drei Töchter möchten verderben, wenn sie unter die Leute kämen; er befürchtete, sie möchten zu Schaden kommen, wenn sie allein spazieren gingen, ob sie gleich schon halb erwachsen waren; er hielt sich für überzeugt, sie würden ihre Gesundheit verlieren, wenn sie nicht alle Monate zu laxiren einnähmen. Das waren drei eingebildete, unwahrscheinliche Uebel, und die Sorge des Herrn Kammerrathes war lächerlich, und für die armen Mädchen drückend. Diese

---

*) Eine heitere Gemüthsstimmung nennt man schlechthin Laune, z. B. der Brief ist mit Laune geschrieben. Er ist heute nicht bei Laune.

durften nicht die Freuden der Gesellschaft genießen, nicht Freundinnen nach den Bedürfnissen ihres Herzens wählen, nicht mit jemand weiter Umgang haben, als mit einigen alten, steifen Muhmen. Eher konnten sie die frische Luft nicht genießen, als bis ihr Vater sie begleitete; aber dessen Geschäfte erlaubten selten nur einen kurzen Spaziergang.

Dadurch wurden die Mädchen menschenscheu, und durch ihr ängstliches Betragen lächerlich, wenn sie ja einmal in Gesellschaft kamen: denn sie waren nicht an die Sitten und Gewohnheiten derselben, vielweniger an ein unterhaltendes Gespräch gewöhnet. Sie sprachen nichts als ja und nein, und konnten keine verbindliche Rede anders erwiedern, als durch eine stumme, steife Verbeugung. — Durch das Entbehren der Gesellschaft lernten sie auch die geselligen Tugenden nicht kennen: sie wußten nichts von liebevoller Theilnahme, Schonung, Gefälligkeit und Menschenfreundlichkeit; sie wurden mürrisch und verschlossen, und blieben roh in ihrem ganzen Betragen.

Da ihnen der Genuß der reinen Luft in freier Natur selten vergönnet war, so sahen sie immer bleich und krank aus; sie wurden stubensiech, und das monatliche Verschlucken eines Abführungsmittels schwächte ihren Körper immer mehr.

Wer sich, wie unser Kammerrath, mit Sorgen quält, die durch lächerliche Einbildung unwahrscheinlicher Uebel entstehen, der hat Grillen.

14.

Groll.

Louis beleidigte einst Ewalden dadurch, daß er ihm aus Muthwillen den Hut vom Kopfe warf. Die andern lachten darüber, und das machte Ewalden vielen Aerger. Von der Zeit an sprach er selten mit Louis, und zwar nicht eher, als wenn er mußte; dabei ließ er sich aber nichts feindseliges merken. Er lachte jedoch herzlich gern mit, wenn über Louis gelacht wurde, behandelte ihn kalt, wie einen Fremden, und suchte

ihm heimlich mancherlei Unannehmlichkeiten zu verursachen. Nachdem diese Erbitterung schon zwei Jahre gedauert hatte, kam Louis zu Ewalden, und bat ihn um ein Buch, welches er zu seinen Schularbeiten nöthig brauchte, und nur bei diesem zu suchen wußte. Dieser antwortete ganz kalt: ich brauche mein Buch selbst. Gehen Sie zu Ihren guten Freunden, die werden Ihnen gewiß aus der Noth helfen. Meinen Hut und mein Buch lasse ich nicht gern von andern anrühren. — Ewald hatte so eine Gelegenheit erwartet, um es Louis fühlen zu lassen, daß er ihn beleidiget habe. Diese lange, heimliche Feindschaft, welche eine schickliche Gelegenheit zur Rache suchet, nennet man Groll *).

---

*) Vom Grolle ist das Schmollen zu unterscheiden, welches die mürrische Verschweigung des Unwillens ist. Der schmollende tritt in den Winkel, spricht nicht, bewegt sich unwillig, wenn er gefragt oder gar gebeten wird, und blickt mit feindseligen Augen auf seinen Feind.

15.

Klage, Jammer.

Dem armen Tagelöhner Hinz war seine Hütte abgebrannt. Traurig ging der bedrängte Mann um den Kohlenhaufen, in welchen sein Besitzthum verwandelt war, und rief: ach Gott, ach Gott! was soll ich nun anfangen, wo soll ich mich hinwenden? Heute kann ich mich noch an der Kohlengluth wärmen; aber wie soll ich mich und meine armen Kinder auf den Abend vor der Kälte schützen? Alles ist mir verbrannt. Ich habe kein Hemd mehr als das, welches ich auf dem Leibe trage! So druckte der Mann seinen Schmerz wörtlich aus, d. h. er klagte. Seine Kinder schrien aber laut, brachten abgebrochene Worte und unvernehmliche Töne vor, und weinten dabei. Dieser höchste Ausdruck des Schmerzes, der von Thränen begleitet wird, heißt Jammer.

16.

Leiden, Noth, Elend, Unglück, Kreuz.

Ein vornehmer, reicher Mann hatte fünf Kinder, welche er zu guten Menschen zu erziehen suchte; aber alle diese Kinder machten ihm Leiden. Ein Sohn wurde tiefsinnig, und stürzte sich in das Wasser; ein zweiter ging nach Amerika aus Reiselust, kam aber bei einem Seesturme um das Lebeu; der dritte wurde liederlich, und starb an den Folgen seiner Ausschweifungen. Seine älteste Tochter verlor die Augen durch die Pocken; die jüngste hatte zu unmäßig auf einem Balle getanzet, und beschloß ihr jugendliches Leben an der Auszehrung.

Das waren alles Uebel, welche jener Mann schmerzhaft empfand, weil sie sein Herz angingen. Er hatte Leiden; aber darum noch keine Noth. Das wollen wir gleich besser verstehen lernen.

Neulich kam eine arme Töpferswittbe zu dem Todtengräber, und bestellte für ihr gestorbenes

Kind ein Grab. Sie bejammerte ihr Elend, und klagte, daß sie seit vier Jahren Wittbe sei, und oft mit ihren drei Kindern dem Hungertode entgegen gesehen habe. Jetzt hätte sie nun ihren kleinen Sohn am Scharlachfieber verloren, und die beiden Mädchen würden heute auch noch an der nemlichen Krankheit sterben. Sie hätte alles verkauft, um das Söhnchen unter die Erde zu bringen, und noch sechs Groschen übrig. Nun wüßte sie nirgends mehr Geld herbeizuschaffen, außer wenn sie das Bettchen verkaufte, auf welchem ihre sterbenden Kinder lägen. Diese Frau hatte Leiden, aber auch Noth; denn sie befand sich in so einem Zustande, der die Hilfe anderer forderte.

Die arme Frau bekam auch Hilfe. Jener reiche Mann war zu der nemlichen Zeit bei dem Todtengräber; er wollte sich das Grab seiner jüngsten Tochter zeigen lassen. Als er die Klage der armen Frau hörte, schüttete er gleich seinen Geldbeutel in ihr Schnupftuch aus, und besorgte nach einer halben Stunde einen Arzt, der mit aller Sorgfalt die kranken Kinder behandeln,

handeln, und ihnen alle mögliche Erleichterung und Stärkung auf des wohlthätigen Mannes Kosten verschaffen sollte.

Seit dem Tode des Töpfers hatte seine Wittbe **fortdauernd die drückendsten Leiden** ertragen müssen, sie hatte sich im **Elende** befunden.

*

Beide, der Mann und die Frau, hatten Unglück gehabt: denn die **Uebel**, welche **sie empfanden, hatten sie nicht verursacht.**

*

Damals, als der reiche Mann mit der armen Wittbe in ihre Wohnung ging, sagte sie unterweges: ach, der Arme muß doch vieles leiden!

Nein, liebe Frau, erwiederte der gute Reiche, wer Vermögen in Menge hat, muß doch Leiden und Unglück ertragen. Darauf erzählete er ihr seine Schicksale, und die Frau nahm ihre Klage zurück; allein sie fragte nun: warum muß doch mancher Mensch so leiden?

Warum? Eine sonderbare Frage, sagte der Reiche. Glaubt Sie denn nicht, daß ein guter

Gott uns diese Uebel zu unserm eigenen Besten zusendet? Das Kreuz leget uns Gott auf, wir müssen es geduldig ertragen. — Kreuz nennet man also diejenigen Uebel, welche wir als Schickungen Gottes betrachten.

* * *

Nicht jedes Leiden ist ein Unglück. Aber auch nicht jedes Unglück ist ein Leiden. Wenn einem reichen Gutsbesitzer die Ernte nicht wohl geräth, ist das Unglück, Noth, oder Leiden? Wer ein stummes, blödsinniges Kind hat, ist das eine Noth, ein Elend, oder ein Leiden? Wenn mich ein Dieb bestiehlt, ist das ein Kreuz oder ein Unglück?

17.

Sorgen, Kummer, Gram, Herzeleid.

Als die kleine Luzilie geboren war, dachte ihre Mutter täglich über die Mittel nach, durch welche sie des Kindes Gesundheit erhalten könnte, und suchte alles zu entfernen, was ein Uebel

herbei zu ziehen drohete. Sie trug das Kind allein, und vertrauete es keinem weiter an, damit es an seinem Körper keinen Schaden nehmen könne; sie hütete sich vor Aerger und Verdrusse, so lange das Kind von der Muttermilch sich sättigte; sie maß in der Folge genau Speise und Trank ab, damit das Kind durch unmäßigen Genuß der Nahrungsmittel nicht krank würde. Die gute Mutter hatte für ihr Kind Sorge. Diese bestehet also in dem Nachdenken über die Wahl der Mittel, welche zur Erhaltung eines Gegenstandes, und zur Entfernung jeden möglichen Uebels von demselben dienen *).

Ungeachtet dieser Sorgfalt wurde Luzilie krank. Sie bekam frühzeitig zu viele Zähne. Die Augen entzündeten sich, die Drüsen am Halse und an den Knochengelenken schwollen, es setzten sich Blutgeschwüre an verschiedenen Theilen des Körpers an, und das volle, wohlgenährte Kind wurde so abgezehrt, daß nur die

*) Der Gedanke an die Verhütung des Schadens allein heißet Sorgfalt.

Haut das Knochengebäude noch bedeckte. Jetzt wurde der Mutter Gemüth von unangenehmen Empfindungen beherrscht, oder sie empfand Traurigkeit, — und worüber? über ein gegenwärtiges Uebel, dessen Ende nicht zu erwarten war: denn alle Aerzte, die um Rath befragt wurden, konnten nicht helfen. Diese Traurigkeit nennen wir Kummer. Aber der kummervolle Mensch hat doch noch Hoffnung, er sucht noch Mittel auf, das Uebel zu heben. Dieses that auch Luziliens Mutter; sie ging zu allen Aerzten in der Stadt, und bat sie um Hilfe, wachte alle Nächte bei ihrem Kinde, und schlief bei Tage nur einige Stunden, um dann ihr Kind nach der Vorschrift der Aerzte wieder selbst zu pflegen. Allein das gute Kind starb. Jetzt verwandelte sich der Mutter Kummer in Gram, denn ihr war alle Hoffnung auf ein Mal geraubt, das Uebel zu heben. Der Gram ist also Traurigkeit über einen unwiderbringlichen Verlust und ein unveränderliches Uebel.

*

Anton sollte studiren, es fehlte ihm nicht an Kräften; aber er hatte einen Widerwillen gegen Geistesanstrengung, darum wünschte er ein Matrose zu werden. Sein Vater hatte mit dieser Trägheit keine Nachsicht, und hielt ihn streng zum lernen an. Anton mochte dieses nicht ertragen, und entlief.

Darüber würde sich sein Vater gegrämet haben, wenn er nicht Hoffnung gehabt hätte, den Sohn wieder zu finden. Jetzt empfand er nur Kummer. Aber er empfand auch Herzeleid: denn er war von demjenigen in Traurigkeit gesetzet und gekränket worden, der seinem Herzen nahe war. In Hamburg wurde der Knabe wieder gefunden.

*

Bei Tische sprach einst ein Sohn zu seiner Mutter, welche über ihn scherzte, in einem befehlenden Tone: „du schweigst nun still! Bleib mit deinem Küchenwitze zu Hause!" Eine Thräne trat aus dem Auge der Mutter, eine schwere

Thräne! Hatte sie der Kummer oder das Herzeleid erpreßt?

18.

Dumm. Einfältig.

Der Lehrer hatte mit Christian viele Noth. Er konnte wohl eins, zwei, drei nach der Ordnung aus dem Gedächtnisse hersagen; aber das konnte er nicht begreifen, daß zwei und eins drei ausmachten. Gewöhnlich sagte er von allen zusammengerechneten Zahlen, daß sie acht betrügen. Alle Flüsse nennete er Spree, alle Städte Berlin. Er konnte nicht begreifen, daß Berlin in der Mark Brandenburg, diese in Deutschland, und das letzte in Europa liegen. Daher hörte man ihn öfter antworten, Europa liege in Berlin. Er konnte nicht den Unterschied zwischen den Münzen einsehen, und nennete alles Groschen, was rund war. Das war ein dummmer Junge, es fehlte ihm gänzlich am Beurtheilungsvermögen. Da-

her konnte man ihm auch allerlei ungereimte Dinge einreden. Ein Mal ließ er sich in die Apotheke von einigen leichtfertigen Knaben senden, um Dukatensamen zu hohlen; ein anderes Mal machten diese ihm weiß, der Wind habe zwei Kühe mit sich durch die Luft genommen. Das erzählte er gleich dem Lehrer als eine Neuigkeit.

*

Gottfried wurde ein Schmid. Er hatte einen gesunden starken Körper, und konnte tüchtig zuschlagen; aber sein Verstand war desto schwächer. Er begriff das Zuschlagen wohl, er lernete auch mit der Zeit ein Hufeisen schmieden; doch alles machte er langsam und einförmig, und wenn ihm etwas unerwartetes vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen. Er lernete auch nichts durch Zusehen von sich selbst, sondern sein Meister mußte ihn erst dazu anhalten, und ihm mehrere Male zeigen, wie die Sache anzugreifen sei. Zu andern Geschäften konnte er gar nicht gebrauchet werden. Bei dem Kaufmanne ließ er sich die schlechteste Ware für gute geben;

wenn er etwas mündlich bestellen sollte, richtete er alles verkehrt aus. Daher nennete ihn sein Meister oft einen Einfaltspinsel.

Der Knabe hatte eingeschränkte Geisteskräfte, die ihn nur zu einem Geschäfte tauglich machten. Das ist die Einfalt.

19.

Bescheidenheit, Unbescheidenheit.

Ja, sprach der Assessor Schmidt in einer Gesellschaft, wenn ich bedenke, was ich heute gearbeitet habe! Es ist erstaunlich! Dabei schüttelte er verwundernd den Kopf, und schlug die Arme über einander. Der Mann, mit welchem er sprach, wollte von diesem Verdienste nichts wissen, und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Aber bald wußte der Herr Assessor die Rede auf seine Arbeiten wieder zu bringen, und war so geneigt, zu versichern, daß alles, was er arbeite, gut sein müsse, daß er nichts halb thue. Darauf mischte er sich in das Gespräch der Gesellschaft, ließ niemand mehr zu Worte

kommen, und erzählete meistentheils von sich, von den Gesellschaften der Vornehmen, in welchen er gewesen war, und von den Schmeicheleien, die man ihm gemacht habe. Der Mann war **eitel**, aber er war auch **unbescheiden**: dieses bewies seine **Unmäßigkeit** in **Ansprüchen auf Ehre und Verdienst**.

Ganz anders war der Geheimerath Peiz, ein Mann, der viele Verdienste hatte, als ein geschickter Mann bekannt, und als ein angenehmer Schriftsteller beliebt war. Er vermied stets, seine Person in das Gespräch zu mischen, wich fein der Erwähnung seiner Verdienste aus, und hörte gern die Reden der andern an, ohne sich wie der Assessor Schmidt in Wortstreitigkeiten einzulassen. Auch bei Tische bewies er seine Bescheidenheit, indem er den ersten Platz, der ihm, als dem vornehmsten in der Gesellschaft, gebührte, nicht annahm, sondern einen alten, würdigen Handwerker dahin führte.

Die **Mäßigkeit** in den **Ansprüchen auf Ehre und Verdienst**, welche der Geheimerath hier zeigte, ist **Bescheidenheit**.

20.

Gewissen.

In Berlin hatte ein Dienstmädchen vor einigen Jahren aus Rachgier ein fremdes Kind umgebracht. Gleich nach der blutigen That war sie aber zu der nächsten Wache gelaufen, und hatte sich selbst als Mörderinn angegeben. Ein Vater hörte dieses von seiner Tochter, Julie, erzählen, und sagte zu ihr: sieh, mein Kind, das ist die Wirkung des Gewissens.

Ach Väterchen, sagte Julie, was ist denn eigentlich das Gewissen? Ich möchte so gern darüber genau belehret sein.

Vater. Weißt du, was ein Vermögen ist?

Julie. Nicht recht!

Vater. Was du gestern gesehen hast, kannst du dir heute im Geiste wieder vorstellen. Daß dieses in dir bewirket werde, weißt du; aber du kennest die Ursache dieser Wirkung nicht. Jenes unbekannte etwas, welches eine Wirkung in uns hervorbringen kann, nennen

wir Vermögen. Das Gewissen ist nun auch ein Vermögen, welches wir nur durch seine Wirkungen kennen gelernt haben. Wenn wir nemlich etwas gethan oder gedacht haben: so sagen wir uns selbst, ob es gut oder böse sei. Ja wir urtheilen schon vor unserer Handlung, ob sie mit den Gesetzen Gottes und der Menschen übereinstimme. Wenn ein Mensch angereizet wird, fremdes Eigenthum zu nehmen, so weiß er vorher, daß dieses wider den Willen Gottes und wider die Gesetze der Menschen sei. Gott scheuet er nicht; aber die Strafe der Obrigkeit: darum nimmt er heimlich das fremde Gut, und stiehlt. Nach der That wacht sein Gewissen immer wieder auf, und erinnert ihn, daß er ein nichtswürdiger Mensch sei, und Strafe verdiene. Daher kommt die Unruhe im innern, welche wir das böse Gewissen nennen, die oft den Menschen selbst anklagt. Jene Mörderinn wußte auch vor der That, daß sie die größeste Sünde thun würde; aber die Nachgier beherrschte sie so, daß sie ihr Gewissen nicht achtete. Doch nach der That verlöschte gleich-

sam die Flamme der Rachgier in dem vergossenen Blute. Das Gewissen konnte lauter urtheilen, und dem Mädchen ihren Unwerth deutlich machen. Darum übergab sich diese selbst der Obrigkeit zur Bestrafung.

Das Gewissen ist also das Vermögen in uns, welches über unsere Handlungen und unsern Werth urtheilet.

Auswahl nützlicher Schriften
zu
Weihnachts- und Geburtstags-Geschenken.

Allen für die Bildung des Verstandes und Herzens ihrer Kinder besorgten Aeltern können nachstehende neue Bücher als angenehme und sehr nützliche Schriften mit Recht empfohlen werden. Sie sind sauber und geschmackvoll eingebunden für beigesetzte Preise bey mir zu bekommen.

Berlin, 1804. Friedr. Maurer.

---

1. Die Familie Bendheim. Lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend, v. Herrn Rektor Hahn, mit 17 illum. Kupfern. In Taschenformat. Berl geb. 3 Thaler 12 Groschen.
2. — Desselben Buches 2r Theil auf fein Schreibp. mit 12 illum. Kupf. In Taschenform. Berlin, gebunden 3 Rthlr.
3. Die Familie Bendheim. 1r und 2r Theil. Wohlfeilere Ausgabe für unbemitteltere Käufer, auf weißes Druckpapier mit 9 illum. naturhistor. Kupfern. Taschenformat, beide Theile geheft. 4 Rthlr.

4. — Desselb. Kinderfreuden. Ein Seitenstück zum Stoff zur Bildung des Geistes und des Herzens. Mit Kupfern 8. Berlin, geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

5. Elise von Honau und ihrer Erzieherin, Eulalia Waller, Unterredungen in Briefen. Allen gefühlvollen Mädchen bei ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. Mit einem Titelkupf. 8. Berlin, gebund. 1 Rthlr.

6. Guatimozin über die Welt, die Erde und den Menschen. Kosmologisches Lehrbuch zum Unterricht seines Sohnes. Aus dem Mexikan. von H. Rittner, mit einer Vorrede von Herrn Prof. J. E. Bode. gr. 8. auf Schreibp. geb. 1 Rhlr. 18 Gr. und auf Druckpap. gebunden 1 Rhlr. 12 Gr.

7. Denkwürdigkeiten aus der alten und neuen Weltgeschichte und aus der Staats- und Völkergeschichte; ein Weihnachtsgeschenk für die erwachsene Jugend, mit 14 illum. Kupf. gr. 8. Berlin, gebunden 1 Rhlr. 18 Gr.

8. Moritz, Hrn. Prof., allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, alle Hauptregeln des Styls und eine vollständige Sammlung aller Gattungen von Briefen enthält, 4te verbesserte Ausgabe, vermehrt von Herrn Dr. Heinsius mit einem Anhange, welcher alle nöthigen Vorkenntnise zur richtigen und sichern Führung der Korrespondenz, besonders der kaufmännischen, ein alphabetisches Verzeichniß der im Handel und Wandel gebräuchlichsten kaufmännischen Kunstausdrücke; einen ausführlichen Unterricht von Wechseln und Wechselgeschäften; eine kaufmännische Statistik zur Kenntniß der deutschen Staaten, ihrer Lage, Größe, Gewässer, Natur- und Kunstprodukte, ihres Handels, der Maaß- und Gewichtskunde, der Civilanstalten, des öffentlichen Geschäftsganges, des Postwesens in Deutschland, ingleichen Resol-

virungstabellen der Friedrichsdo'r ꝛc. nach steigenden und fallenden Coursen in Silbergeld, Interesse-Berechnungen nach Jahren und Monathen ꝛc enthält. 8. Berlin, geb. 1 Rthlr. 4 Gr.

(Dieser sehr nützliche Anhang ist auch besonders unter dem Titel: **der vollkommene Geschäftsmann**, geb. für 8 Gr. zu bekommen.)

9. Seemanns, A. N. F. Blumen und Früchte zum Geschenk für die Jugend. Mit Kupf. und Musik. 8. Berlin, gebunden. 1 Rthlr.
Dass. Buch mit illum Kupf. 8. geb. 1 Rthlr. 4 Gr.

10. Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichtern gesammelt. Eine Fortsetzung der Fabellese. Vom Professor Ramler. 8. Berl. gebund. auf Schreibpapier 1 Rthlr. 6 Gr.
Holl. Pap. 1 Rthlr. 14 Gr.

11. Ramlers. Herrn Prof. kurzgefaßte Mythologie, oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums, 8. Berlin, mit Kupfern, gebunden 1 Rthlr. 10 Gr.

12. Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des enfans, avec des notes explicatives, II. Cah. 8. Berlin, rel. 1 Rthlr.

13. Bilderschule, kleine, für die Jugend. Mit Kupf. gr. 8. Leipzig, geh. 1 Rthlr. 12 Gr.

14. Die Natur und die Menschen. Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten von J. A. C. Löhr. 3 Theile 8. Leipzig. geb. 4 Rthlr. 16 Gr.

15. Etwas zum Zeichnen für Kinder und Erwachsene. Mit 8 Kupf. qu. gr. 8. geb. 8 Gr.

16. Gleims, F. W. Fabeln. Originalausgabe, Taschenformat. Berlin. gebund. 22 Gr.

17. Stickerinn, die junge, ein Taschenbuch für Frauenzimmer, zur Uebung derselben im Sticken und Malen, mit zweien in Seide gestickten Modellblättern, 30 ausgemahlten und 28 schwarzen Kupfertafeln und einer ausführlichen Anweisung

zur Stickerey. 2 Theile. Taschenformat, gebunden im Futteral 4 Rthlr. 16 Gr.

18. Eben dieselbe, ohne die gestickten Modellblätter. 2 Theile, geb. im Futteral 3 Rthlr.

19. Taschenbuch für Jung und Alt, zu Vermeidung deutscher Sprachfehler. Von. S. Ch. Wagener. 2te stark vermehrte Auflage. 12. Berl. gebund. im Futteral. 10 gr.

20. Vorschriften, deutsche und französische, in einzelnen Linien, für Anfänger und zum Gebrauch für Schulen, geschrieben von Sotzmann, gebunden 6 Gr.

21. Hirschmann, C. A. leichte Uebungen für junge Zeichner. Ein nützliches und angenehmes Geschenk guter Eltern und Lehrer. Nebst einer kurzen Anleitung zum Zeichnen, Taschenformat, gebunden im Futteral 1 Rthlr.

22. — Dasselbe mit 4 illuminirten Landschaften, gebunden im Futteral 1 Rthlr. 8 Gr.

23. Erzählungen, Fabeln und Lieder, zweckmäßig ausgewählte, zur moral. Bildung der Jugend, wie auch zur Uebung im richtigen Lesen und Deklamiren. 8. Berlin, Druckpap. gebunden 22 Gr.
Schreibpap. gebund. 1 Rthlr.

24. Bibliothek für die erwachsene Jugend, zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung, erstes Bändchen enthält: Gil-Blas Leben und Abentheuer im Auszuge, mit 4 Kupf. 8. Berlin, geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

25. Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes. Tirées d'un manuscript de feu. Mr. le Comte de Schulenbourg. 8. Berl, rel. 8 Gr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Jarl

Kinderfreuden ein Seitenstück des Stoffes zur Bildung des Geistes und Herzens

Bd.: 1

Berlin (1805)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.435(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301568-3